

## Auszug aus der Bezirks-Chronik und die Sagen von Mariahilf

Erste geschichtliche Nachweise einer Besiedelung gehen auf einen Fund **1200 v.d.Z.** neben der Gumpendorfer Kirche in althebräischer Schrift zurück.

Aus **85 n.d.Z.** datiert eine Sesterz des Kaisers Domitian, gefunden in der Mariahilfer Straße 19. Um **238 - 244 n.d.Z.** datiert eine Medaille aus Bronze des Kaisers *Gordianus III*, gefunden in der Magdalenenstraße 43. **215 – 253 n.d.Z.** datiert ein römischer Meilenstein in der Gumpendorfer Straße 39.

Drei weitere Denksteine aus den Jahren (**256** und **560 n.d.Z.**) weisen entweder auf eine jüdische Siedlung oder einen jüdischen Handelsweg hin.

*Um 488 verlassen die Römer die Gegend.*

**1136** Erste urkundliche Nennung von **Gumpendorf** im Saalbuch von Klosterneuburg

**1239** Eine Urkunde bezeugt, dass die *St. Aegid – Kapelle* in Gumpendorf von der Mutterkirche zu Wien exemiert (ausgegliedert) wurde. Die Kapelle wird 1244 an einen alten römischen Wachturm angebaut.

**1270** wird ein reicher Gumpendorfer Ortsansässiger namens Otto, später ein Heinrich Graf Gumpendorf erwähnt.

**14. Jahrhundert:** An Stelle der heutigen Häuser am Getreidemarkt befand sich „das gemeine Frauenhaus“.

**1305** Erste Erwähnung der Gumpendorfer Pfarre.

**1330** stiftete Herzog Otto der Fröhliche das St. Merten–Spital. Das Martinskloster wird hinter dem gemeinen Frauenhaus gegründet. Derlei Gründungen verweisen auf die damalige Praxis, Reisende erst nach Abklärung potentieller Seuchen außerhalb der Mauern zu belassen.

**1343** ließ Herzog Albrecht II. eine Kapelle bauen, die dem hl. Theobald und der hl. Katharina geweiht wurde.

**1349** Der *1. Pestausbruch* forderte im damals spärlich bevölkerten Gumpendorf viele Opfer. Es ist davon auszugehen, dass die gesamte Bevölkerung floh oder von der Krankheit dahingerafft wurde.

Im gleichen Jahr – oder auch in Zusammenhang mit dieser Katastrophe – entstand unweit des St. Merten–Spitals auf der *Laimgrube* die Kirche und das Kloster St. Tibold (Theobald). Die Bevölkerung ernährte sich dort vorwiegend von Ziegelschlägern und Weinbau.

**1351** Neubau/Erweiterung der Gumpendorfer Pfarrkirche in gotischem Stil durch Johann von Capellen.

**1354** Umwandlung des Klosters zu St. Theobald in ein Kloster der Klarissinnen.

**1381** Der *2. Pestausbruch* fordert zahlreiche Opfer.

- 1400** Schon in diesem Jahre ist die Gegend um die heutige Königsklostergasse als der „Bettlerbühel“ (Bettlerhügel) erwähnt, die Königsklostergasse selbst später als „*Bettlerstiege*“.
- 15. Jahrhundert:** Die Zahl der Häuser mehrte sich in Gumpendorf langsam, nachdem der Stadtteil in den vorangegangenen Pestjahren einen Großteil seiner Bevölkerung verloren hatte.
- 1428** scheint der Ausdruck „*Im Schöff*“ für den Weinried neben der späteren Mariahilferkirche erstmals auf und dürfte vom „Schöpfen“ nach der Maischabgabe an den Burgherrn abgeleitet sein.
- 1451** Übernahme des verlassenen Klosters der Klarissinen durch die Franziskaner.
- 1529** wird während der **1. *Türkenbelagerung*** das *St.Merten–Spital* auf der *Laimgrube* sowie das Kloster der Franziskaner vollkommen zerstört. Die Bevölkerung flieht nach Wien, um die Stadt zu verteidigen oder in die Umgebung.
- 1562** Johann Francolin erhält die verödeten Franziskaner-Gründe im späteren Bezirksteil ***Windmühle***, um darauf Windmühlen zu errichten. Er kommt dieser Aufforderung nicht nach – es entsteht eine einzige Mühle – sondern er verkauft stattdessen Baugründe für Zinshäuser.
- 1570** wurde das erste Haus im Bereich der späteren Vorstadt *Mariahilf* (etwa Windmühlgasse 10) erbaut. Es stand am Rand eines Weinberges, der den Riednamen „*Im Schöff*“ führte.
- 1626** kauften *Barnabitenmönche* einige Weingärten, dort wo heute die Mariahilfer Kirche steht, und verlegten den Friedhof von St. Michael nach hier.
- 1660** Erbauen die Barnabitenmönche auf ihrem Friedhof eine hölzerne Kapelle.
- 1663** siedelten sich beschuhte Karmeliter auf dem alten Klostergrund auf der ***Laimgrube*** an.  
Die Mariahilfer Straße wird zur *Poststraße* ernannt.
- 1668** Die hölzerne Kapelle in der späteren Vorstadt *Mariahilf* wird durch eine steinerne ersetzt. Eine Kopie von Lucas Cranachs Bild einer „Einfachen Frau aus dem Volke mit ihrem Kind“, welches sehr bald zu einem Marienbild uminterpretiert war, wird hier zum ***Gnadenbild*** „***Maria hilf***“ für die Donauschiffer.
- 1679** Die ***3. Pestepidemie*** reduziert die Bevölkerung um rd. 2.000 Menschen auf nur mehr 700 EinwohnerInnen.  
Kaiser Leopold I. verleiht dem damaligen Besitzer der alten „Veste“ F. M. Mollard ein Privilegium zur Erbauung und Zurichtung eines Silberhammers, einer Stampf- und Großmühle“.
- 1683** ***2. *Türkenbelagerung****. Alle Bezirksteile werden evakuiert und vorsorglich niedergebrannt. Die Bevölkerung flieht ins umgrenzende Land oder nach Wien (damals 1. Bezirk)  
Auch das Kloster der Karmeliter auf der Laimgrube wird erneut zerstört. Die kriegerischen Auseinandersetzungen verhinderten auch die weitere Verbauung der Vorstadt Mariahilf. Die Vorstadt gehörte zum Magdalenen-

kirchlein am Stephansplatz (erbaut 1338). Im gleichen Jahr entsteht im Pfarrhaus Gumpendorf eine zweiklassige Trivialschule.

- 1685** Nach Abzug der Türken wird durch eine Spende des Fürsten Paul Esterhazy an Stelle der kleinen hölzernen Kapelle zu Mariahilf mit dem Bau einer schönen Kirche aus Stein begonnen.
- 1687 – 1692** werden das Kloster der Karmeliter und die Kirche neu erbaut. Die Kirche wurde dem hl. Josef geweiht.
- 1689** gibt es in Wien bereits eine Einzelpersonenbeförderung mittels „*Tragsessel*“. In Mariahilf gibt es zwar keine Standplätze, aber jedwede Person konnte sich von irgendwo nach Hause tragen lassen.
- 1698** Zar Peter der Große residiert im Rahmen der von Lefort angeführten „Grossen moskowitzischen Gesandtschaft“ im Königseggischen Schloss, von wo er seine etwa einen Monat andauernden Unternehmungen startete, darunter Besuche in der Favorita auf der Wieden, in der sich sommers der Kaiser aufhielt.
- Ende des 17. Jahrhunderts** erwacht das Bedürfnis nach einer raschen Verbindung zwischen der Stadt und den Vorstädten. Es entstehen die sogenannten „*Leihwagen*“ für solche, die sich keinen eigenen Wagen leisten können.
- Nach 1700** - erst um diese Zeit beginnen sich die Vorstädte zu besiedeln, da entlang der heutigen Gürtellinie eine zweite Befestigungsanlage errichtet wird – entsteht auch der kleinste und jüngste Bezirksteil **Magdalenengrund**. Er ist dem kleinen Magdalenenkirchlein am Stephansplatz zugeordnet.
- Die Mariahilfer Straße erhält als erste Vorstadtstraße eine durchgehende nächtliche Beleuchtung.
- 1712** **4. Pestepidemie**. Der Bezirk zählt damals um 1000 EinwohnerInnen. Es wurden 24 Todesfälle gezählt.<sup>1</sup>
- 1716** ist für die Trink- und Nutzwasserversorgung für den Bezirk das fürstlich Esterhazysche Schöpfwerk und die Mariahilfer Wasserleitung von großer Bedeutung.
- 1718** wird der **Linienwall** als Festungswerk zum Schutze von feindlichen Horden erklärt. Außerhalb der Brustwehr durfte ein Raum von 190 Metern und innerhalb ein Raum von 22,75 Metern nicht bebaut werden.
- 1724** wurden die Erdwerke des Walles durch einen gemauerten Wall ersetzt. Der am Mariahilfer Gürtel gelegene Teil wird nach einer der letzten kriegerischen Auseinandersetzungen als „*Kuruzzen-Wall*“ bezeichnet.
- 1733** zählt die Vorstadt *Gumpendorf* 1750 EinwohnerInnen in 65 Häusern, *Mariahilf* 120 Häuser und 1200 EinwohnerInnen. Die *Laimgrube* hat nur 40 Häuser aber über 3000 EinwohnerInnen. Die Gemeinde *Magdalenengrund* zählt 20 Häuser und 1112 EinwohnerInnen. Die *Windmühle* hat 30 Häuser und 1220 Einwohner.

<sup>1</sup> Wiener Diarium, Nummer 974-983 (30. November 1712)s

- 1756** erhält Staatskanzler Kaunitz von Kaiserin Maria Theresia ein schlossartiges Gebäude auf dem Kollergern (heute Esterhazypark bzw. Amerlingstraße 6 und wahrscheinlich als Geschenk). 1758 – 60 entsteht das Bild dieses Ansitzes von Canaletto. Seit 1814 hieß das Schloss nach seinem neuen Besitzer Palais Esterházy.
- 1765-1770** Neubau der Gumpendorfer Pfarrkirche St. Aegid
- 1768** wird die größte Wiener Seidenzeug-Fabrik von *C. G. Hornbostel und Comp.* in Gumpendorf gegründet. Im gleichen Jahr wird hier Wilhelm Voigtdländer geboren. Seine Familie hat in Gumpendorf eine Fabrik für mathematisch-optisch-physikalische Instrumente.
- 1769** errichtet der Seidenhändler Engelbert König in Gumpendorf eine Seidenzeug- und Samtfabrik.
- 1781** brennt das Magdalenenkirchlein ab, welches dem Magdalenengrund seinen Namen gegeben hatte. Der Vorort selbst besteht aus kleinen, dürftig versorgten Häuschen, hat sich jedoch noch bis nach dem 2. Weltkrieg als malerische Häusergruppe erhalten.
- 1782** *Johann Georg Fillgrader* wohnt ab diesem Jahr im eigenen Haus Laimgrube 66 (Laimgrubengasse 3). Er ist als Wohltäter für die Verarmten – v.a. an der nahe gelegenen Bettlerstiege (Königseggasse) überliefert.
- 1785** wird Gumpendorf von einer schrecklichen Überschwemmung heimgesucht. Betroffen waren alle an der Wien befindlichen Häuser, die meisten davon waren danach nicht mehr bewohnbar.
- 1786** kauft die Gemeinde Wien Grund und Herrschaft *Gumpendorf*.
- 1789 -1801** *Emanuel Schikaneder*, am Burgtheater erfolglos, übernimmt das Freihautheater auf der Wieden.
- 1790** Mariahilfer Straße 10 (heute 45) wird *Ferdinand Raimund* als Sohn eines armen Drechslermeisters geboren. Er macht den Sprung vom Zuckerluben im Theater zum weithin bekannten Dichter.
- Haydn übersiedelt mit 58 Jahren in die Obere Windmühle (Kleine Steingasse, heute Haydngasse 19). Das Haus wird in seiner Abwesenheit von seiner Ehegattin, er bezieht es mit ihr, seiner Nichte, der Köchin und seinem Diener *Johann Eißler* (dem Vater *Fanny Eißler*).
- 1791** *Zeiserlwagen* sind aufgekommen. Diese ersten öffentlichen Verkehrsmittel halten auch vor der Mariahilfer Straße 81 („Zum Blauen Bock“).
- 1799** kommt der *Magdalenengrund* an die Gemeinde Wien.
- Um 1800** Die Zeit der frühen Industrialisierung. Der Bezirk ist inzwischen auf über 20.000 EinwohnerInnen gewachsen und ist als Industrialisierungsachse für Wien vorgesehen. Wasser und Energie (Mühlenentlang der heutigen Mollardgasse – „Mühlbach“) sind ausreichend vorhanden. Daneben blühen Kleingewerbe und Hausarbeit wie WäscherInnen, NäherInnen, KlöpplerInnen und lederverarbeitende Betriebe.
- 1801** eröffnet *Schikaneder* mit der finanziellen Hilfe *Zitterbarths* das neu erbaute *Theater an der Wien*. Es findet sich auf der Laimgrube „An der Wien 26“. Eine Seitenfront – mit dem Papagenotor – ist in der Millöckergasse zu sehen.

- 1802** wird das Arbeitshaus bei den Karmelitern auf der Laimgrube eingerichtet. Zum Vergnügen der Wiener wurden Marionetten-, Puppen- und Krippenspiele veranstaltet.
- 1802 – 1862** lebte *Johann Nestroy*. Unter *Carl Carl*, der das Theater an der Wien in Pacht hatte, stand er dort auf der Bühne.
- 1803 – 1887** lebte *Friedrich Amerling*, der 1858 aus der Gumpendorfer Straße 63 in das neuerworbene Schloss Gumpendorf, das „*Mollardschlössl*“ umzog.
- 1803** wohnte *Ludwig van Beethoven* im Theater an der Wien und schrieb für das Haus „Fidelio“.
- 1804** entstand in Mariahilf die Albertinische Wasserleitung durch Zuführung von sieben Quellen aus Hütteldorf.
- 1809** Der Tiroler Freiheitskämpfer *Andreas Hofer* (Sandwirtgasse) trifft inkognito in Wien ein, um über die Zukunft seines Landes zu verhandeln – mit wenig Erfolg.
- Im gleichen Jahr wird der Leichnam *Joseph Haydns* in der Pfarrkirche St. Aegid eingeseget und auf dem Hundstürmer Friedhof beigesetzt.
- Im gleichen Jahr rückt Napoleon nach Wien vor. Er bezieht im Palais Kaunitz und im Cafe *Casa piccola* (Mariahilfer Straße 1b) Quartier. Erzherzog Maximilian hat den Auftrag, die Stadt durch Bombardement der Vorstädte zu verteidigen. Die MariahilferInnen, die lieber die neuen französischen Kanonen bestaunten, schickten über den Richter Damböck Depeschen nach Wien, solches doch lieber zu unterlassen – ohne Antwort. Nach einem nächtlichen Beschuss durch die Franzosen kommt Maximilian zur Ansicht, dass er die Feuerkraft des Gegners unterschätzt habe und übergibt die Stadt kampfflos.
- 1810** wurde die Tänzerin Fanny Elssler in der Hofmühlgasse 15 geboren.
- 1815** Das erste neue Verkehrsmittel war der Gesellschafts- oder Stellwagen. Er hatte eine Endstelle beim „*Blauen Bock*“ (Mariahilfer Straße 81).
- 1816** erhielt Christian *Georg Hornbostel* ein Patent auf mittels Wasserkraft betriebene Webstühle (vgl. Hornbostelgasse).
- 1820** gründete *Ignaz Julius Dürr* in der Gumpendorfer Straße 86 seine „Glaswarenhandlung“. In diesem Jahre ist auch der Beginn der Maler Geyling in der Windmühlgasse 28 anzusetzen, *Karl Geyling* später für „eingebrennte Glas- und Porzellanmalerei“.
- 1821** Aus der Gumpendorfer „Bürgerlichen Gemischtwarenhandlung zum Anker“ ging das Haus *Wilhelm Neuber* – Großdrogerie und Enkel Neuber hervor.
- 1830** ist die Häuserzahl auf der Windmühle auf 87 gestiegen. In der Hirschengasse 18 existiert eine Volksschule.
- 1832** beruft Kaiserin Karolina Augusta *Barmherzige Schwestern* nach Wien, welche im gleichen Jahr ein Spital für jeweils 14 cholerakranke Männer und Frauen in Gumpendorf 195 einrichteten. Sie nahmen aber auch „zwölf arme

Kinder in Pflege“. Bald wurde den Schwestern so viele Kinder „zugeführt“, dass der *Unterricht* für sie neben der Pflege zum Beruf wurde.

- 1833** wird *Ferdinand von Saar* in der Laimgrubengasse 19 geboren.
- 1838** beginnt man auf dem Platz vor der Getreidemarktkaserne einen *artesischen Brunnen* zu bohren, um die in Wien herrschende Wassernot zu lindern.
- 1841** Der akademische Maler *Carl Geyling* (1814-1880) gründet im Hause seines Vaters, dem sogenannten *Geyling-Schlössl*, eine Glasmalereiwerkstatt, die sich in der Folgezeit zu einer der berühmtesten Glasmalereien der gesamten Donau-Monarchie entwickelt.
- 1843** wird das *Karolinen-Bad* von *Josef Eggerth* (vgl. Eggerthgasse) erbaut.
- 1847** wird der 1680 angelegte *Mühlbach* aufgelassen, nachdem das Meidlinger Wehr durch Hochwasser zerstört worden war. Die vier Mühlenbesitzer der *Mollard-, Dominikaner-, Kirchen- und Dorotheermühle* verlieren ihre Existenzgrundlage und werden vom Magistrat entschädigt.
- 1848** Nach Erfindung der Eisenbahn kommen die *Zeiserlwagen* ganz ab. Auch die Sesselträger verschwinden.

Erste *Arbeiterversammlungen* in Gumpendorf. Und Gaudenzdorf. Im März Ausbruch der Revolution mit dem Ziel einer demokratischen Verfassung sowie des Sturzes des Staatskanzlers Metternich. Es kommt zum Aufstand in den Fabriken. Die Vorstädte Mariahilf, Gumpendorf und Wieden werden von Fünfhaus und Hernals aus bombardiert. Arbeiter stürmen die Mariahilfer Fabriken und plündern sie.

Im Oktober Niederschlagung des Arbeiteraufstandes mit militärischer Gewalt am *Mariahilfer Tor* (heute Mariahilfer Gürtel). Vorläufiges Ende der politischen Emanzipation der Arbeiter und Verbot jeglicher politischer Betätigung.

- 1849** wird die *evangelische Kirche* in Gumpendorf eröffnet.
- 1850** Die Vorstädte *Gumpendorf, Laimgrube, Magdalengrund, Mariahilf und Windmühle* werden als damals 5. Wiener Gemeindebezirk „*Mariahilf*“ der Stadt Wien eingemeindet.
- 1853** Nachdem *Michael Thonet* (1796 - 1871) 1852 für seine fünf Söhne das Patent „Dem Holze durch Zuschneiden und Wiederzusammenleimen jede beliebige Biegung und Form in verschiedenen Richtungen zu geben“ beantragt hatte, begründete er seine Verkaufsniederlassung zunächst im Palais Montenuovo (1010 Strauchgasse 1-3). Aus Platzgründen verlegt er 1853 die Produktion und die Verkaufsfläche in die ehemalige *Mollardmühle* in der Mollardgasse 52. Hier kam auch für die 42 Arbeiter eine erste kleine Dampfmaschine zum Antrieb der Werkzeugmaschinen zur Anwendung.
- Die Wiener Fabrik wurde jedoch schon 1858 wieder aufgelöst und übersiedelte anbetragt der besseren Zulieferungsbedingungen nach Gaya in Mähren.
- 1861** ist *Siegfried Marcus* (1831 – 1898) in Mariahilf als Mechaniker und Erfinder tätig. **1870** verwendet er als erster Mensch der Welt Benzin als Antriebstoff für ein Fahrzeug und zählt zu den Pionieren der *Automobilentwicklung*.

Zugleich mit der Etablierung Margaretens als 5. Bezirk fallen die jenseits der Mariahilfer Straße gelegenen Bezirksteile an den *Neubau* und Mariahilf wird zum **6. Wiener Gemeindebezirk**.

- 1865** Der Tischlermeister und Möbelfabrikant *Bernhard Ludwig* (1834-1897) gründet sein erstes Unternehmen in Mariahilf, das 1877 in die Münzwardeingasse übersiedelt. In der Folgezeit wird das Unternehmen aufgrund seiner Innovationen zu einer der bedeutendsten Möbelfabriken der gesamten Donau-Monarchie.
- 1866** Die durch den Krieg entstandene Notlage führt zur Gründung des Wiener *Frauenerwerbsvereines*. Er stellt sich zur Aufgabe, den Frauen unentgeltlich nähen zu lernen. Das Projekt wird 1873 in der Rahlgasse 4 eröffnet.
- 1867** findet die gründende Sitzung des *Arbeiter-Bildungsvereines* im Hotel „Zum Blauen Bock“ (Mariahilferstraße 81) statt. Der Verein wird scharf überwacht und mehrfach aufgelöst. Zu den Gründern gehört auch Viktor Adler. 1868 übersiedelt der Verein in die Magdalenenstraße 27 (heute Linke Wienzeile 62).
- 1869** wird von der *Wiener Tramwaygesellschaft* die Pferdebahnlinie Bellaria – Stiftgasse – Mariahilfer Straße – Penzing eröffnet.
- 1870** Beschluss des Gemeinderates über die Einrichtung achtklassiger Bürgerschulen für Knaben und Mädchen in jedem Gemeindebezirk, in Mariahilf sind das die Doppelschule Corneliusgasse 6 und Kopernikusgasse 15 (damals noch im Bau).
- 1874** wird den *barmherzigen Schwestern* die Bewilligung erteilt, eine zweiklassige Volksschule zu errichten. Das *Post- und Telegrafenamnt* wird in der Gumpendorfer Straße 70 errichtet. Tatkräftige Ärzte erwirken die Errichtung eines *Ambulatoriums* für Wien West.
- 1883** Bau der *Synagoge* in der Schmalzhofgasse 3. Sie ist die erste von drei Synagogen, die in Wien 1883/84 nach Plänen von *Max Fleischer* errichtet werden.
- 1884 – 1898** lebt *Ludwig Anzengruber* (1839 – 1889) in der Hofmühlgasse 2, später Amerlinggasse 2.
- bis 1986** steht an Stelle des Haydn Denkmals vor der Mariahilfer Kirche die Brunnenfigur des *Gänsemädchens*, das sodann zur Rahl-Stiege versetzt wird.
- 1887** wird *Josef Haydn* vor der Mariahilfer Kirche ein von Heinrich Natter geschaffenes Denkmal gesetzt.
- 1889** gründen einige Neubauer Fabrikanten die „*Wiener Elektrizitäts-Aktien-Gesellschaft*“, die in der Kaunitzgasse eine Stromerzeugungsanlage errichtet. Sie geht 1890 mit 840 PS ans Netz und versorgt sowohl das Etablissement Apollo als auch später das Theater an der Wien. Der Gemeinderat errichtet in der Amerlingstraße 11 ein neues Amtshaus.
- 1892** wird mit dem Bau der Stadt-(Eisen-)bahn begonnen. Der Betrieb wird 1898 als Dampfeisenbahn auf der Vorortelinie, der Oberen Wientallinie und der

Gürtellinie in Betrieb gesetzt. Die Untere Wientallinie wird 1899 in Betrieb genommen.

Eröffnung von Volksbädern in der Linken Wienzeile 98 und der Esterhazygasse 2.

**1894 – 1902** wird die *Wienflussregulierung* durchgeführt.

**1900** Gründung der Firmen Palmers (nach anderen Quellen 1914) und Fusion von Brevillier & Co. und A. Urban & Söhne entstand 1900 durch die Fusion der beiden Metallwaren- und Schraubenhersteller Brevillier & Comp. (gegründet 1823) und A. Urban & Söhne (gegründet 1848) in der Laimgrube. Eröffnung der heutigen Linie 13, zuerst Linie 3..durch die Hofmühlgasse / Gumpendorfer Straße / Amerlingstraße.

**1904** Eröffnung des Apollotheaters. Ankauf des Haydhausens durch die Gemeinde Wien und Errichtung „dortem“ des *Haydn-Museums*. Errichtung der Filial-Rettungsstation der freiwilligen Rettungsgesellschaft am Mariahilfer Gürtel.

**1855** *Viktor Adler* (1852 – 1918) wohnt bis zu seinem Tod in der Gumpendorfer Straße 54.

**1906 – 1918:** Kleinkunstbühne „Die Hölle“ im Keller des Theaters an der Wien.

**1909** widmet die Gemeinde ein Gelände ein Gelände der ehemaligen Schlachthausgründe zur Errichtung eines *Fortbildungsgebäudes* (heute: *Zentrale Berufsschule*). Es bietet Raum für 5000 SchülerInnen. In seiner Größe und der Vielfältigkeit seines Angebotes ist es in Europa einzigartig.

**1911** *Karl Leuthner* wird der erste sozialdemokratische Abgeordnete Mariahilfs.

**1912** Einweihung des neuen Spitals in der Sandwirtgasse 5.

**1914** Fertigstellung des neuen Amtsgebäudes der *Arbeiter Krankenkasse und Unterstützungskasse* in der Mollardgasse 8 (*heute Bezirksmuseum*).

**1924** wird die *Stadt(eisen-)bahn* von der Gemeinde Wien erworben und bis Hütteldorf elektrifiziert. In der Mollardgasse 35 wird die erste *Baptistenkirche* Österreichs eingeweiht.

**1927** Die Sozialistische Partei sichert sich am Wiener Naschmarkt ein Areal für *Freiluft-Propagandakino* mit einer 60 Quadratmeter großen Leinwand.

**1929** wird Prof. Karl Witzmann mit dem Umbau des „*Apollo*“ betraut und das „Apollo Kino“ feierlich eröffnet.

**1933** Eröffnung des *Cafe Dobner* (Linke Wienzeile 2), aus dessen Gästen sich im gleichen Lokal die Kleinkunstbühne „*Literatur am Naschmarkt*“ rekrutiert.

**1938** Einmarsch Adolf Hitlers über die reichlich beflaggte Mariahilfer Straße Richtung Hofburg.

**1938 – 1945** werden aus Mariahilf wenigstens 744 Menschen in Vernichtungslager deportiert und wenigstens 398 Betriebe arisiert. Der Kabarettist *Fritz Grünbaum* wird aufgegriffen und nach Dachau verbracht, wo er 1941 ermordet wird.

10. November 1938:

10.12 Uhr: Stumpergasse 42 brennen die Inneneinrichtung des jüdischen Tempels und Gebetbücher auf der Galerie.

- 10.30 Uhr: In der Schmalzhofgasse 3 brennen die Inneneinrichtung der Synagoge und Teile der Decke und Galerie.
- 1939** wird der Betrieb des Theaters an der Wien vollständig eingestellt. Am 6. Oktober 1945 wird das Theater als Ausweichquartier der Staatsoper mit Beethovens „Fidelio“ wieder eröffnet.
- 1942** Beginn des Baues einer Bunkeranlage („Flak-Turm“) im Esterhazypark. Als Bauarbeiter werden KZ-Häftlinge eingesetzt, als Flak-Helfer Jugendliche.
- 1945** wird *Andreas Liberda*, vom KZ Buchenwald heimgekehrt, der erste Obmann der sozialistischen Bezirkspartei Mariahilf.
- 1947** eröffnet *Bücher Herzog* ein kleines Geschäft, später einen Selbstbedienungsbuchladen, zuletzt in der Babenberger Passage. In der *Mollardschule* wird die Halle 3 mit 70 Arbeitsplätzen und 50 Werkzeugmaschinen für Maschinenschlosser, Dreher, Werkzeugmacher und das Labor wieder hergestellt.
- 1951** Gründung des Mariahilfer *Heimatmuseums*.
- 1960** wird eine Untersuchung vorgelegt, wonach es möglich wäre, die Autobahn über das Wientalbett zu führen.
- 1959** Mariahilf verfügt nur noch über einen einzigen Einspänner (1 Pferd)
- 1961** wird die *Straßenbahnlinie 13* eingestellt und auf Busbetrieb (Doppeldecker) umgestellt. In den Räumen der „Literatur am Naschmarkt“ eröffnet das *Atelliertheater*. Das Haus der Begegnung wird in der Königseggasse 4 geplant und 1963 fertiggestellt.
- 1962** erhält das Apollo-Kino nach vollkommener Umgestaltung die modernste Einrichtung zur Vorführung von 70mm-Filmen.
- 1968** beschloss der Gemeinderat die erste Ausbaustufe der Wiener U-Bahn (U1, U2 und U4), 1972 auch für die U3.
- 1972** findet an der Mariahilfer Straße die erste Weihnachtsbeleuchtung statt.
- 1977** übersiedelt der Wiener Flohmarkt vom seiner alten Adresse Am Hof (Innere Stadt auf das Gebiet des ehemaligen Großmarktes an der Linken Wienzeile.
- 1981** Auseinandersetzungen um die Verbauung der Denzelgründe (Linke Wienzeile 24 – 26).
- 1983** Das Bezirksmuseum übersiedelt in die Mollardgasse 8. Nach Abbruch des Jugendzentrums Gassergasse (GaGa) im 5. Bezirk Besetzung des Hauses Corneliusgasse 1 mit zwei Alternativschulen (Nachfolgeprojekt: Kinderhaus Hofmühlgasse 2).
- 1985** Baubeginn der U3 mit teilweiser Sperre der Mariahilfer Straße, zugleich Weiterführung der Fernwärme. Eröffnung des Loquaiparks.
- 1986** Teilweise Eröffnung des „Denzelparks“ Linke Wienzeile 24 – 32.
- 1987** Proteste gegen Wohnhausspekulation (Mayr-Melnhof) in der Girardigasse 8. Ausbau des Kabel-TV-Netzes.

- 1988** Die besetzten Häuser *Aegidigasse 13 / Spalowskygasse 3* werden gewaltsam geräumt. Der Anspruch auf selbstbestimmtes Wohnen, Arbeiten und Kultur schaffen wird weiterhin von den BewohnerInnen vehement vertreten und später auch von der vom Fonds Soziales Wien umgesetzt (vgl. Wohnprojekte im Ernst Kirchweger Haus in Favoriten und die „Punkahitn“ in Ottakring).
- 1989** Einrichtung des SchwulLesbischen Zentrums „Rosa Lila Villa“ an der Linken Wienzeile 102 (besetzt 1982). Das Beratungszentrum (Rosa Lila Tip) wird von der Gemeinde gefördert. Der 1981 erkämpfte Park auf den Denzelgründen wird nach dem Liberettisten *Allfred Grünwald* benannt. Im Gegenzug wird die von der Bürgerinitiative geforderte Benennung nach **Fritz Grünbaum** an den Platz vor dem Esterhazybunker vergeben.
- 1990** Im ehemaligen Gasthof „*Ganslwirt*“ wird – erstmals in Wien – eine Betreuungsstelle für Drogenkranke eingerichtet.  
Der Betrieb der Linie 13 mit den sogenannten „Doppeldeckern“ wird aufgelassen.
- 1993** *Aus* für die Straßenbahnlinien 52 und 58: Die Linie 58 verkehrt erst ab dem Westbahnhof. Die U3 und die Mariahilfer Straße als Einkaufsstraße („Einkaufszentrum Wien-West“) werden eröffnet.
- 1984** Auf Initiative des Pfarrers der Mariahilferkirche *Albert Gabriel*, wird in einem kleinen Raum unterhalb der Kirche – in Zusammenarbeit mit Schülern des Ammerling-Gymnasiums – eine Wärmestube für Obdachlose „*Die Gruff*“ errichtet, welche ab 1986 (heutige Leitung: Caritas der Erzdiözese) zu den wichtigsten Schlafstellen für Obdachlose in Wien gilt.
- 1995** Mariahilf übernimmt die Patenschaft für *René*, ein Kind des Bombenterrors gegen Roma in Oberwarth. Die Stiefmutter Caspar Einems und BM Helmut Zilk waren neben vielen anderen ein Jahr später Opfer des gleichen Täters.
- 1997** Einrichtung des *Aids Hilfe Hauses* am Mariahilfer Gürtel 4.
- 1999** Der Fußballclub Mariahilf (FCM) wird gegründet und will vor allem mit Kindern und Jugendlichen arbeiten. Da in Mariahilf kein Sportplatz existiert, trainiert der Verein vorerst auf der Schmelz. 2000 übersiedelt der Verein auf den ehemaligen Simmering-Graz-Pauker-Platz (SGP) in Wien Meidling, im Winter wird im Turnsaal der Berufsschule trainiert.
- 2000** Die Bevölkerung sinkt weiter und zählt nur mehr 27.867 BewohnerInnen (davon 17.042 im Gumpendorf, 2.964 auf der Laimgrube, 634 im Magdalenengrund, 3.055 in Mariahilf und 4.172 auf der Windmühle). Verantwortlich dafür sind u.a. zahlreiche Wohnungszusammenlegungen und Umwidmungen in Gewerbebetriebe entlang der Mariahilfer Straße.
- 2001** Die SPÖ erlangt mit 13 Mandaten die Mehrheit in den Bezirksvertretungswahlen. An zweiter Stelle liegt die ÖVP mit 11 Mandaten.
- 2002** wird Mariahilf zum „Gender Mainstreaming - Musterbezirk“ ausgewählt und für dieses Pilotprojekt zur Durchführung beauftragt. Projekte zur Barrierefreiheit, Verkehrssicherheit oder des Gehkomforts stehen fortan im Vordergrund und sollen auch öffentlich sichtbar und erlebbar das Konzept verdeutlichen.
- 2003** erscheint wieder ein neues *Bezirksbuch* – der Begriff „Heimatsbuch“ ist zu dieser Zeit aus belastenden Gründen nicht mehr gebräuchlich. Herausgegeben wird es von der Bezirksvorsteherin Renate Kaufmann, die Redaktion

übernimmt der Bezirksrat und Kabarettist Richard Weihs. Es enthält neben den Abschnitten Geschichte und Kultur erstmals auch einen eigenen Teil über Mariahilf als *Sozialbezirk*.

Die erste Phase der Renovierung an der Mariahilfer Pfarrkirche beginnt.

- 2005** Neben der Amonstiege wird auf Antrag der Bezirksrätin Isolde Zach aus dem Jahr 2000 – nachdem sich keine andere Form einer *Stieghilfe* als technisch realisierbar erwies – eine öffentliche Liftanlage realisiert. Sie überwindet einen Höhenunterschied zwischen der Stiegengasse und der Windmühlgasse von insgesamt 7 Höhenmetern!

Die SPÖ erlangt mit 15 Mandaten die Mehrheit in den Bezirksvertretungswahlen. An zweiter Stelle liegt die Grüne Alternative mit 12 Mandaten.

- 2008** Das Bezirksmuseum Mariahilf eröffnet nach einjähriger Renovierung neu. Der neue Leiter und auch für den Umbau verantwortlich ist Erich Dimitz. Teil des neuen Museums ist das *Glasmuseum* (Kuratorin: Alicia Spengler) und die Expositur *Kleines Naschmarkt-Museum* (Kuratorin: Angelika Herburger)

Anlässlich des Bedenkjahres werden den Deportierten aus dem Jahre 1938 aus dem Bezirk an ihrer letzten Wohnadresse Gedenktafeln gesetzt.

- 2009** Die Grenze zwischen 6. und 5. bzw. 4. Bezirk verläuft nunmehr zur Verwaltungsvereinfachung nicht mehr *durch den Naschmarkt*, sondern von der Kettenbrückengasse stadteinwärts bis zum Getreidemarkt am marktseitigen Gehsteig der Rechten Wienzeile. Dadurch gehören nun alle Marktstände und auch das Marktamtsgebäude zum 6. Bezirk.

- 2010** Der Bezirk wächst wieder und zählt 29.333 BewohnerInnen (davon 18.394 im Gumpendorf, 2.967 auf der Laimgrube, 617 im Magdalengrund, 3.074 in Mariahilf und 4.281 auf der Windmühle). Er wird wiederholt zum attraktivsten Wohnbezirk gekürt. Verantwortlich dafür sind u.a. zahlreiche Dachbodenausbauten und die gute Anbindung mit öffentlichen Linien. Die Belagsdichte pro Wohneinheit hält sich seit etwa 1980 um 1.7 Personen.

Bei den BV-Wahlen erhalten die SPÖ 37.10, die ÖVP 18.08, die Grünen 26,09, die FPÖ 11.12 der Stimmen und sind sohin mit 16 / 8 / 11 / 5 Stimmen im Bezirksrat. Bei den Grünen trat allerdings „*Echt Grün*“ erstmals als Abspaltung mit 2.20% Erfolg an.

- 2012** Der „Papiermacherplatz“ – eine zuvor volkstümliche Bezeichnung für den Platz zwischen Rahlgasse, Theobaldgasse und Gumpendorfer Straße – wird nach der österreichischen Feministin, Frauenrechtlerin und ersten Frauenministerin Johanna Dohnal (1939 – 2010) benannt.

- 2013** Mit Wirkung vom 16. August 2013 wird die innere Mariahilfer Straße umgestaltet. Der Abschnitt zwischen Kirchengasse und Andreasgasse wurde in eine Fußgängerzone umgewandelt. Die Autobuslinie 13A befährt einen Teil dieser Zone auf einer rot bemalten Spur. Radfahrer dürfen die Zone in Schrittgeschwindigkeit befahren, Fußgänger haben aber Vorrang. Taxis dürfen zum Ein- und Aussteigen von Fahrgästen zufahren. Die übrigen Abschnitte der inneren Mariahilfer Straße wurden zu „*Begegnungszonen*“ deklariert, bei

der alle Verkehrsteilnehmer gleichberechtigt sind. Fußgänger können die Straße benutzen, für Fahrzeuge gilt eine Höchstgeschwindigkeit von 20 km/h. Parken ist in keinem Teil der Straße erlaubt, Halten in drei „Kiss & Ride-Zonen“. Für den Lieferverkehr ist die Zufahrt und das Halten bis 13 Uhr zulässig.

Das Kinderhaus Hofmühlgasse feiert sein 30jähriges Bestehen.

- 2014** Die Abstimmung unter den AnrainerInnen in Mariahilf und Neubau über die Verkehrsberuhigung der Mariahilfer Straße zwischen Getreidemarkt und Gürtel bestätigt am 8.3.2014 das im Vorjahr begonnene Probekonzept mit 53.2% (Beteiligung 68,1%).

Bezirksvorsteherin *Renate Kaufmann* übergibt am 30.4.2014 ihr Amt an *Markus Rumelhart*. Den gesellschaftspolitischen Weg Kaufmanns will der designierte Amtsnachfolger fortsetzen. Er möchte das Engagement für Frauenanliegen und den Gender-Gedanken fortsetzen und das Thema Diversität aufwerten. Dabei soll das Nebeneinander verschiedener Kulturen, Generationen und sexueller Orientierungen vertieft werden.

- 2015** Das *Institut für Höhere Studien* (IHS; seit 1963) schließt seinen Standort in der Stumpergasse 56 und übersiedelt als reines Wirtschaftsforschungs-Institut (ohne PhD-Ausbildung) nach 1080 Josefstädterstraße 39.

Markus Rumelhart (SP) wird in der Bezirksvertretungswahl als Bezirksvorsteher bestätigt.

Die *FußgängerInnen-Zone* „Mariahilfer Straße Neu“ wird eröffnet. Sie erstreckt sich zwischen Stumpergasse – Otto-Bauer-Gasse („Begegnungszone“) zur Barnabiten-gasse (echte Fußgängerzone) bis zum Getreidemarkt („Begegnungszone“). Zahlreiche Querungen für den motorisierten Verkehr sind vorgesehen, sollen aber die Befahrung in der Längsrichtung drastisch einschränken.

Die Bezirksbevölkerung wächst auf 31.000 BewohnerInnen (zuletzt 2011: 29.375) Der Anteil mit abgeschlossenem HS-Studium (25-64jährige) liegt bei 40 Prozent.

Bei den BV-Wahlen erhalten die SPÖ 33,94, die ÖVP 11,59, die Grünen 29,80, die FPÖ 14,78 und die NEOS 7,25 der Stimmen und sind sohin mit 14 / 5 / 12 / 6 / 3 Stimmen im Bezirksrat vertreten.

- 2016** Am 9.2. beginnt der *Bezirkschor Mariahilf* seine Proben im Bezirksmuseum.

Der Wiener Naschmarkt feiert am 1.9.2016 sein 100jähriges Bestehen.

- 2017** Die Neugestaltung des Naschmarktes ist abgeschlossen. Das Kleine Naschmarkt-Museum eröffnet am 5.7.2017 neu. (223 BesucherInnen in diesem Jahr!)

Das Haus des Meeres feiert am 26.11.2017 sein 60jähriges Bestehen.

- 2018** Die U-Bahn-Linien U2 und U5 werden neu geplant: U5 fährt künftig zum Elterleinplatz und ersetzt die alte U2 vom Rathaus – Karlsplatz. Die U2 verbindet nun Schottentor – Rathaus – Neubaugasse – Pilgramgasse – Matzleinsdorfer Platz (später bis Wienerberg). Dadurch wird v.a. die Linie 13A als Tangentiallinie entlastet.

Die Arbeiten beginnen mit dem Umbau der U-Bahn-Haltestelle Pilgramgasse (zusätzliches Tief-Niveau) und sind bis zum Jahr 2024 projektiert.

**1919** Der Fußballklub FC-Mariahilf hatte ein Freundschaftsspiel gegen den FC-Vatikan geplant. Die Aktion, die den Rückzug des Vatikan-Teams ausgelöst hatte, stellt der FC Mariahilf wie folgt dar: „*Als die Hymnen ertönten, hoben drei unserer Spielerinnen ihr Trikot und zeigten auf den Bauch aufgemalte Pro-Choice-Botschaften.*“ Man wisse, dass dieser stumme Protest provozieren „und auf die Einstellung der Kirche zum Thema reproduktive Selbstbestimmung und LGBTIQ-Rechte hinweisen“ sollte. Der Verein habe diese Aktion nicht mitgeplant, die Aktion der drei Kickerinnen sei „selbständig organisiert und durchgeführt“ worden.

Nichtsdestotrotz bedankt sich das Bezirksmuseum bei den Kickerinnen für diese mutige Intervention!

**2020** Der obere Teil der Otto-Bauer-Gasse wird zur Begegnungszone. Damit ist die Frage der Gehsteigbreite endgültig gelöst und Fußgänger können frei zwischen den Geschäften auf beiden Seiten pendeln.

### BezirksvorsteherInnen in Mariahilf:

**Davor gab es** Ortsrichter: Heinrich Mazzini (1807-1834), Johann Fritz (1842), Andreas Metz (1844-1851).

Christian WACKENRODER 1862 - 1871

Adam KÖSTLER 1871 - 1886

Ferdinand LOQUAI 1886 – 1891 (Christlich Soziale)

Johann Nepomuk GRABNER 1891 - 1894

Adalbert BUKL 1894 - 1897

Franz Josef SCHADEK 1897 – 1913 (Christlich Soziale)

Wolfgang DIRNBACHER 1913 - 1919 (Christlich Soziale)

Alexander LANGER 1919 – 1923 (Sozialisten)

Franz SCHWARZ 1924 – 1931 (Christlich Soziale)

Karl BITTNER 1931 – 1938 (und 1946 – 1954, Christlich Soziale)

#### **Keine Bezirksvorsteher in der NS-Zeit (1938 - 1945)**

Nach dem "Anschluss" wurden von den lokalen Parteileitern "*kommissarische Bezirksvorsteher*" eingesetzt. Am 1. Mai 1939 wurden die Aufgaben der Bezirksvorsteher und Bezirksfürsorgeämter den *Bezirkshauptmannschaften* zugeteilt und die *Bezirksvorstellungen* aufgelöst.

Die Verwaltungsstruktur der „Ostmark“ war eng mit der Organisation der NSDAP verwoben. Den sieben Reichsgauen standen jeweils Reichsstatthalter vor, die dem Innenminister in Berlin unterstanden und zugleich NSDAP-Gauleiter waren, die der zentralen NSDAP-Führung in München unterstanden. Die Reichsgaue waren für die Partei in ganz Großdeutschland in *Kreise*, diese wiederum in *Ortsgruppen*, *Zellen* und auf unterster Ebene in *Blocks* unterteilt: die „Blockwarte“ trugen wesentlich zur Überwachung der gesamten Bevölkerung bei. Am 1. Oktober 1938 wurde in den Gebieten des ehemaligen Österreich die deutsche Gemeindeordnung eingeführt, welche die Durchsetzung des Führerprinzips auf Gemeindeebene vorsah. (Die Gemeinden waren zuvor schon im Ständestaat seit 1934 undemokratisch organisiert.)

Erster Gauleiter und Reichsstatthalter Wiens wurde der Kärntner *Odilo Globocnik*, der aber schon 1939 als SS- und Polizeiführer nach Polen versetzt wurde („Aktion Reinhardt“). Auf Globocnik folgte *Josef Bürckel*, den seinerseits 1940 *Baldur von Schirach* ablöste, der diese Positionen bis zum Kriegsende 1945 innehatte.

Mit Parteiverfügung vom 1. Juni 1938 wurde die Stadt Wien in vorerst neun (später zehn) Kreise aufgeteilt. Es wurden 436 Ortsgruppen eingerichtet, die insgesamt 2.470 Zellen und 14.254 Blocks umfassten. Die auf unterster Ebene der NS-Hierarchie den „Blockwarten“ unterstellten „Blockhelfer“ waren somit im Durchschnitt für etwa 30 bis 40 Einwohner zuständig.

Auf Grund des Wiener Verfassungs-Überleitungsgesetzes nach dem Wk2 (WV-ÜG) 1945 ernannte der Bürgermeister für jeden Wiener Gemeindebezirk einen *Bezirksvorsteher* und zwei *Stellvertreter*. Diese traten an die Stelle der nach der Besetzung Wiens durch die Rote Armee von den Ortskommandanten eingesetzten *Ortsbürgermeister*.

Dr. Franz LÖWNER 1945 – 1946 (Sozialisten)

Karl BITTNER 1946 – 1954 (ÖVP)

Rudolf KRAMMER 1954 – 1969 (ÖVP)

Hubert FEILNREITER 1969 – 1977 (SPÖ)

Werner JANK 1977 – 1978 (ÖVP)

Franz BLAUENSTEINER 1978 – 1984 (ÖVP)

Mag. Kurt PINT 1984 – 1997 (ÖVP)

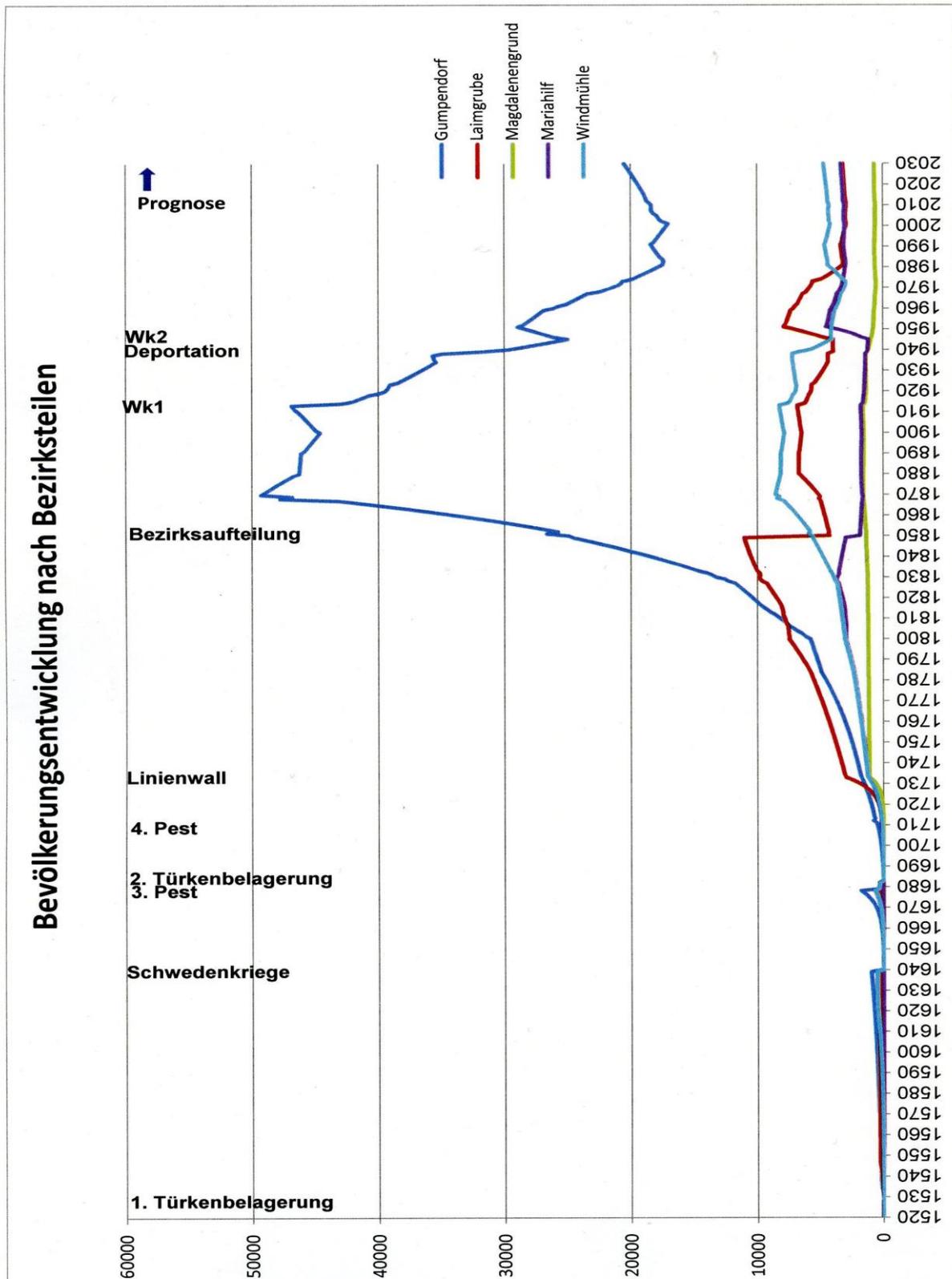
Erich ACHLEITNER 1997 – 2001 (ÖVP)

Renate KAUFMANN 2001 – 2014 (SPÖ)

Markus RUMELHART 2014 - (SPÖ)

# Bevölkerungsentwicklung

Autor und Rekonstruktion der nachfolgenden Statistik: Erich Dimitz



Dieser Text ist eine Aufforderung zum Mitmachen: Wenn Sie etwas ergänzen oder korrigieren wollen, dann lassen Sie es uns wissen (email: [bezirksmuseum.1060@aon.at](mailto:bezirksmuseum.1060@aon.at))! Ihre Beiträge werden im Text unter der Quellangabe „ZeitzeugInnen“ – auf Wunsch ohne Namensnennung – dokumentiert.  
Erstellungsdatum: 13.12.2020

## Alte Sagen aus Mariahilf

*Mehrere Wiener Sagen und Legenden haben ihren Ursprung in Mariahilf. Die Überlieferungen einer längst vergangenen Epoche schildern das Alltagsleben, die Mühen und Plagen, die Erbaulichkeiten der Bewohnerinnen und Bewohner am Linken Ufer des Wienflusses.<sup>2</sup>*

### Dämon Wind (Gumpendorf)

Bei den Wäscherinnen an der Wien zu Gumpendorf soll sich folgende seltsame Geschichte einmal zugetragen haben. Als eines Tages die ganze Wäsche an langen Stricken den Wienfluss entlang zum Trocknen aufgehängt worden war, erhob sich ein furchtbarer Sturmwind. Die Wäscherin befahl ihren Kindern, dem Wind etwas zu essen zu geben, um ihn zu beruhigen, wie sie es sonst auch immer machten.

Eine Nachbarin, die ihre Wäsche draußen aufgehängt und sich gerade zu einem Plausch nach vollendeter Arbeit niedergelassen hatte, meinte in ihrem Geiz und Aberwitz, dass es jammerschade um jeden Bissen sei. Sie warf ihr Wäscheholz<sup>3</sup> in den Hof, um den Sturmwind damit zu vertreiben. Die Wäscherin warnte die Nachbarin vor ihrem frevlerischen Tun und beschwor sie, vor der Rache des gekränkten und beleidigten Sturmwindes auf der Hut zu sein. Doch diese lachte nur über den Aberglauben der Nachbarin, schlug ihre Worte in den Wind und begab sich trotz des Sturmes, der sich noch nicht gelegt hatte, nach Hause.

Kaum aber war sie zu Hause angelangt, als ein gewaltiger Windstoß die Tür aufriss und ein großer, bärtiger Mann mit langen, wallenden Haaren und wehenden Kleidern in die Stube gewirbelt kam. Voll Schreck erinnerte sich die Frau der Warnung und glaubte, ihre letzte Stunde sei nun gekommen. In ihrer Angst hieß sie den furchtbaren Mann niedersetzen und frug ihn, ob er hungrig und durstig sei. Mit brausender und sausender Stimme, die den ganzen Raum ausfüllte, antwortete ihr der Fremde, der mit jedem Wort zu wachsen schien, so dass sie keine Decke mehr sah und sich im Freien dünkte: "Das ist dein Glück, dass du jetzt anderen Sinnes bist, denn ich bin gekommen, um deine frevlerische Tat zu rächen. Ich wollte dich mitnehmen und in der Luft in tausend Stücke zerreißen. Hüte dich künftig, nach mir noch einmal zu werfen - denn ich bin der Wind!"

Nach diesen drohenden Worten entschwand die unheimliche Gestalt ebenso schnell, wie sie gekommen war, und ließ die Frau erschreckt zurück. Am nächsten Morgen, als sie die Wäsche abnehmen wollte, fand sie nur noch die leeren Stricke vor. Der Dämon Wind hatte sie zur Strafe mit sich genommen. Fortan aber, wenn sie nur das leiseste Brausen des Windes hörte, stellte sie sogleich eine Schale mit Speise und Trank zur Besänftigung des Unersättlichen hin.

**Historische Grundlagen:** *Das Wiental ist nicht nur vom steilen Wienfluss her (vgl. die Sage vom Wassermännlein) sondern auch als Kleinklima ein lokales Biotop. Temperaturunterschiede und Winde aus dem Wienerwald prägen noch heute hier*

---

<sup>2</sup> Textquellen: Gustav Gugitz. Die Sagen der Stadt Wien. 1952

<sup>3</sup> Nach einer anderen Quelle: Die Nachbarin, die zugegen war, sagte: "Ja, speisen! Ich wollte den Hund lieber erstechen!" und warf ein Messer in den Hof. (ebd.)

*ein Kleinklima, das sich standhaft allen Wiener Wettervorhersagen widersetzt. Die legendären Wäschermädeln dort mussten die Wäsche – die ja nicht ihnen sondern der reichen Kundschaft gehörte – ständig vor solchen witterungsbedingten Unbilden in Sicherheit bringen. Kein Wunder also, dass sie auch versuchten, die Naturgewalten mit alt überlieferten „Techniken“ zu beschwichtigen.*

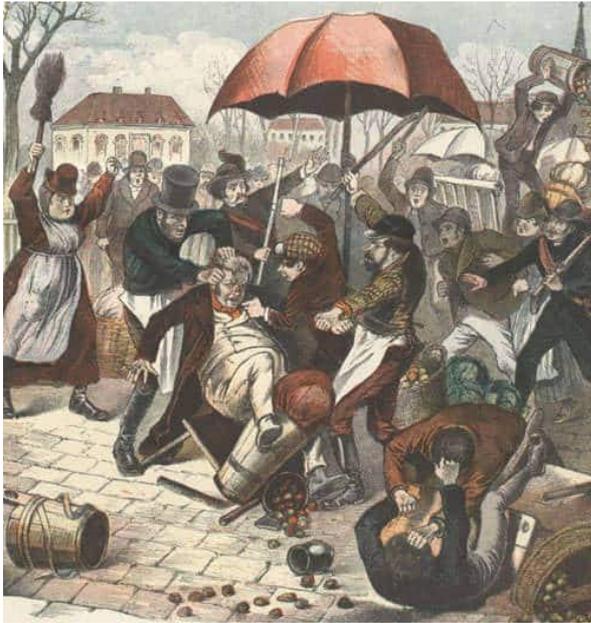
## **Der „Naschmarktkönig“**

Anton Heim fuhr hinaus an den Linienwall und fing dort die Bauern ab, die mit ihren Waren nach Wien unterwegs waren. Mit geschliffener Zunge und später auch mit Drohungen und Gewalt brachte er sie dazu, ihre Waren zu billigsten Preisen an ihn zu verkaufen. Seine Familie verkaufte diese Waren mit wucherischem Nutzen an dienliche „Zwischenhändler“, die dann ebendiese Waren mit neuerlichem Aufschlag an die Besitzer der Marktstände weiterverkauften. Für diese Geschäftsidee beschäftigte er 13 förmlich besoldete Dienstboten und 10 sogenannte „Kappelbuben“, die durch rücksichtsloses Benehmen und ein „loses Maul“ das Monopolgeschäft des Naschmarktkönigs vor jedem Eingriff schützen sollten. Die Bauern, die regelmäßig nach Wien fuhren um ihr Obst und Gemüse hier zu verkaufen, umgarnte er und wurde Tauf- oder Firmpate für deren Kinder und stand als „Herr Göd“ sehr in Ansehen. Da hatten auch eventuelle Konkurrenten stets das Nachsehen. Doch jene Bauern, die nicht mitmachen wollten, und gar auf dem Markt ihre Waren unter dem vom Naschmarktkönig festgelegten Marktpreis anboten, mussten mit „empörenden Auftritten“ rechnen. Die Söldner des Naschmarktkönigs umringten die Wagen der armen Bauern und fingen ohne Veranlassung Streit mit ihnen an. Sie wurden handgreiflich und in dem darauf entstehenden Tumult verdarben sie die Ware oder stahlen sie. Der Naschmarktkönig residierte übermütig und keck in der Mitte des Marktes unter einem riesigen Regenschirm und dirigierte diese Wuchergeschäfte.

Die WienerInnen wunderten sich oft, wie bei reichem Erntesegen am Naschmarkt alle Waren so teuer sein konnten. Sollte aber jemand versuchen, die hohen Preise herunterzuhandeln, dann kam es zu „empörenden Grobheiten und Lästerungen“.

1847 waren in Mitteleuropa viele Erdäpfelernten von der Braunfäule betroffen und es kam zu Versorgungsengpässen und großen Lebensmittelteuerungen. Innerhalb von 6 Jahren verhungerten in Mitteleuropa rund 3 Millionen Menschen. Leidtragende waren natürlich auch in Wien die ärmeren Kreise der Bevölkerung. Lebensmittelplünderungen in den Vorstädten waren die Folge, Marktstände wurden zertrümmert und Händler wurden verprügelt.

Für Anton Heim hatte die Stunde geschlagen. Am 28. März 1848 ließen die verschworenen Marktleute ihrer Rache zum ersten Mal freien Lauf. Sie warfen alle seine Wagen um und zerstampften seine Waren mit den Füßen. Das gleiche wiederholte sich am 29. und am 30. März. Die wütenden WienerInnen stürmten seine Wohnung in der Bärenmühle, zertrümmerten seine Einrichtung, schütteten alle Vorräte aus und erwischten den Fliehenden auf der Elisabethbrücke nahe dem Kärntnertor.



Die vorbeikommende Nationalgarde rettete ihm das Leben, indem sie ihn und seinen gesamten Anhang unter dem Druck der Öffentlichkeit festnahm.

Noch heute ist der Begriff jemanden „heimholen“ in Wien entsprechend geläufig.

Quelle: Time Travel Austria. 19.9.2016. Beyerl, Herburger: Derf's a bisserl mehr sein? Mocca 2019.

**Historische Grundlagen:** Die Lieferung nach Wien, das war damals noch die Innere Stadt, funktionierte im 18. Jhdt. noch relativ gut. Erst später, nach der Einführung der **Zollgrenze** am Linienwall (1829) brach die hygienische Zulieferung – insbesondere die Milchversorgung – oft zusammen, was Mafiöse Strukturen, wie die oben geschilderte, unterstützte.

## Der Teufel und die neugierige Fiakerstochter (Gumpendorf)

In Gumpendorf befand sich einst in der Feldgasse - heute heißt sie Liniengasse - an einem Hause ein Marienbild, über dessen Ursprung man sich Folgendes erzählte: Hier wohnte eine fürwitzige und neugierige Fiakerstochter, der ihr Vater eindringlich aufgetragen hatte, ja nicht um Mitternacht beim Fenster hinauszusehen, wenn sie etwa ein Wagenrasseln draußen vernehmen sollte. Es sei nämlich der Teufel, der um diese Zeit vorbeifahre und jeden schwer bestrafe, der es wage, nach ihm zu sehen.

Eines Nachts vernahm die Fiakerstochter tatsächlich ein gewaltiges Poltern, Rasseln, Schnauben und Peitschenknallen, als wenn ein ganzes Heer vorüberziehen würde. Sie konnte ihre Neugierde nicht mehr bezähmen, vergaß das strenge Verbot des Vaters und riss das Fenster auf. Kaum hatte sie den Kopf hinaus gesteckt, erhielt sie eine so kräftige Ohrfeige, dass sie tot aus dem Fenster fiel. Am nächsten Morgen konnte man an ihrer Wange den schwarzen Abdruck einer Hand sehen. Ihr Vater ließ das Unglücksfenster vermauern und ein Marienbild an diese Stelle malen. Seitdem hörte man nie wieder etwas von einer nächtlichen Ausfahrt des Teufels.

Ein Bild, das früher an einem Hause "zur Kohlkreunze" auf der damals noch zu Mariahilf gehörigen Wieden zu sehen war, soll eine ähnliche Veranlassung gehabt haben. Der Hausherr, der einmal sehen wollte, wie der Teufel vorbeifahre, schaute zum Fenster hinaus. Als er aber den Kopf zurückziehen wollte, war er zu groß geworden. Damit er wieder klein werde, gelobte er ein Christusbild.<sup>4</sup>

**Historische Grundlagen:** Auf der Laimgrube und am Magdalengrund befand sich seit jeher ein Vorstadtstrich mit den zugehörigen Gastwirtschaften und auch einem „gemeinen“ Frauenhaus („Schnepfenhaus“ – heute: Colpinghaus). Der Vater des Mädchens wusste berufsbedingt ganz offensichtlich um die Gefahren dieser nächtlichen Szene Bescheid. Vor allem wenn sich junge Frauen nachts aus dem Fenster lehnten waren sie gleich als „leichte“ Mädchen (Prostituierte) gekennzeichnet. (Vgl. den Wienerliedtext: „Da drunt´ am Ratzenstadl wohnt a sauber´s Mad´l, hockt den ganz´n Tag nur hinterm Fensterladl...“) Vielleicht hat er selbst auch diese Sage zum Schutz und zur Abschreckung seiner Tochter in die Welt gesetzt!

---

<sup>4</sup> Vgl.: Die Sagen und Legenden der Stadt Wien, herausgegeben von Gustav Gugitz, Wien 1952, Nr. 32, S. 53ff

## **Die Bärenmühle (Laimgrube, Wieden)**

Einst stand an der Wien (eigentlich an einem Seitenarm des Flusses auf der Seite des damals noch zu Mariahilf gehörigen 4. Bezirkes, vergleichbar dem Mühlbach entlang der Mollardgasse in Mariahilf) eine Mühle, die man "Bärenmühle" nannte und an die der Bärenmühdurchgang (bis 1939 Bärenmühlgasse) heute noch erinnert. Wie sie zu ihrem Namen kam, darüber weiß die Sage zu berichten:

Im Winter kam es oft vor, dass sich Bären aus den Wäldern um Wien, die es damals noch gab, in die Stadt wagten. Als einmal spät am Abend der Müller nach Hause kam, wurde er überraschend von einem Bären, den er nicht gesehen hatte, angefallen und zu Boden geworfen. Auf seine Hilferufe eilte sein Knecht, der im ersten Stockwerk wohnte und bereits geschlafen hatte, zum Fenster, sah seinen Herrn in Gefahr und sprang ohne Zögern auf den Rücken des Bären. Er packte ihn mit beiden Händen um den Hals und drückte ihm die Kehle zu, bis er den Müller losließ. Dieser hatte sich bald vom Schrecken erholt und rannte zu den Nachbarn um Hilfe, denn lange konnte der Knecht den Bären nicht mehr fest halten.

Bald strömte die ganze Nachbarschaft herbei und rückte dem Bären mit Knütteln, Sensen, Dreschflegeln und Heugabeln zu Leibe, bis es ihr mit vereinten Kräften gelang, ihn zu überwältigen. Der Müller wollte seinen Knecht reich belohnen, aber dieser erbat sich nur das Fell, das er von nun an immer bei sich trug, so dass er von allen Leuten nur mehr "Bärenhäuter" genannt wurde. Zur Erinnerung an seine wunderbare Rettung ließ der Müller ein Bild des Bären malen und hingte es als Schild über seine Mühle, die seit dieser Zeit die Bärenmühle hieß.

**Historische Grundlagen:** *Bären zeigten sich noch bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts in der Stadt, zuletzt 1715 in Hütteldorf. 1646 wurde der Gumpendorfer Leopold Grundner bei der Mollardmühle von einem Bären angefallen und so schwer verletzt, dass er arbeitsunfähig wurde und als Bettler sein Leben fristen musste. Dieses Ereignis dürfte mit einer Mühle auf der Wieden im 4. Bezirk (zuvor noch ein Teil der Vorstadt Mariahilf, welche 1850 als 5. Bezirk eingemeindet wurde) später in Beziehung gebracht worden sein. Sie hatte ihren Namen von dem daneben gelegenen Wirtshaus «Zum schwarzen Bären», das dem Besitzer der Mühle gehörte. - Entstehungszeit nach Gugitz zwischen 1700 und 1800, wohl zu Beginn des 18. Jahrhunderts.*

## **Blitzaug, der Bettlerkönig (Laimgrube)**

Von der Bettlerherberge auf der Bettlerstiege, die früher die Verbindung zwischen dem Wiental und dem höher gelegenen Mariahilf herstellte, und dem "Bettlerkönig", den einst die hier in elenden Löchern hausenden Bettler aus ihrer Mitte erwählt hatten, erzählte man sich auf der Laimgrube folgende Sage:

Blitzaug, wie der Bettlerkönig wegen seines durchdringenden, stechenden und schielenden Blickes genannt wurde, hatte diese Stellung nicht nur seiner Stärke zu verdanken, sondern auch seiner Geschicklichkeit, mit der er jede gewünschte Verkleidung annehmen konnte. Mit seinem dicken Knotenstock in der Hand, versetzte er alle Leute, die er um ein Almosen anging, in solchen Schrecken, dass er jedes Mal überreich beschenkt von dannen zog.

Eines Tages - es war der 6. Juni 1451 - traf der berühmte Prediger *Johann Capistran* in Wien ein. Tausende von Wienern, unter ihnen auch die Bettlerzunft mit ihrem König an der Spitze, waren herbeigeeilt, um ihn zu hören und seinen Segen zu erlangen. Nach der aufwühlenden Predigt wandten sich die älteren Bettler ab und zogen in sich gekehrt zu ihren finsternen Behausungen in der Kothlucke. Die jüngeren aber, auf welche die ermahnenden Worte Capistrans keinen Eindruck gemacht hatten, beschlossen mit ihrem "Bettlerkönig" eine nahe gelegene Buschenschänke an der Bettlerstiege aufzusuchen.

Hier leerten sie manchen Becher Wein, bis ihr Übermut immer höher stieg und keine Grenzen mehr kannte. Da erhob sich der Bettlerkönig - ein furchtbares Gewitter war inzwischen ausgebrochen - und versuchte mit einem Spottlied auf den Bußprediger die Donnerschläge, die ununterbrochen krachten, zu übertönen. Aber kaum brachte er die ersten Worte über die Lippen, wurde er durch einen gewaltigen Donnerschlag zum Schweigen gebracht.

Hell leuchtete die finstere Schänke vom grellen Blitz, der eben eingeschlagen hatte. Der Bettlerkönig stand noch immer aufrecht, aber um ihn war es finster geworden, und er hörte nicht mehr die Schreckensrufe seiner Freunde. Sein blitzendes Auge war erloschen und seine Zunge für immer verstummt. Von seinen Freunden verlassen, die sich einen anderen König suchten, starb er, der nun wirklich arm geworden war, nach einigen Jahren einsam und verlassen.

***Historische Grundlagen:** Eigentlich war es umgekehrt - der Bettlerkönig war der „Gute“ und Johann Capistran der „Böse“. Capistran beschäftigte sich als Großinquisitor nämlich hauptsächlich damit, die Verfolgung der Juden in Sizilien, Moldawien und Polen anzuzetteln, deren Geld für die Kirche einzusammeln und Soldaten für Kreuzzüge anzuwerben. Auch mit seinen Predigten dürfte es nicht so weit her gewesen sein, da er bei seiner Ankunft in Wien kein Wort Deutsch verstand. Seine Gefolgschaft musste ihm daher beim Predigen jeden Satz auf einem Zettel zustecken. Dass die Bettler aus Mariahilf nicht gerne mit dubiosen Versprechungen als Soldaten in ein fremdes Land eingezogen werden wollten, kann wohl niemanden verwundern.<sup>5</sup>*

---

<sup>5</sup> **Einer, der den Wienern das Wohlleben abgewöhnen wollte**

*Dieser Text ist eine Aufforderung zum Mitmachen: Wenn Sie etwas ergänzen oder korrigieren wollen, dann lassen Sie es uns wissen (email: [bezirksmuseum.1060@aon.at](mailto:bezirksmuseum.1060@aon.at))! Ihre Beiträge werden im Text unter der Quellangabe „ZeitzeugInnen“ – auf Wunsch ohne Namensnennung – dokumentiert.  
Erstellungsdatum: 13.12.2020*

---

An einen Mann, der nach Wien gekommen war, um das Wiener Volk von Fraß, Völlerei und Sittenlosigkeit abzubringen, erinnert die heutige *Capistrangasse*, die gegenüber der Stiftskaserne in die Mariahilferstraße einmündet. Im Jahre 1451 kam der Franziskanermönch Johann von Capistran, von Äneas Sylvius, dem Geheimsekretär des Kaisers Friedrich III. und nachmaligem Papst Pius II. gerufen, von Italien nach Wien, wo der barfüßige, verwilderte Bettelmönch wie ein Fürst empfangen wurde.

Hier wurde ihm das Kloster Sankt Theobald in der Gegend der heutigen Windmühlgasse überlassen. Zweihundert Franziskanermönche bevölkerten bald das Ordenshaus. Was aber den Bettelmönch in Wien berühmt machte, waren seine Predigten, die er während seines 28 Tage währenden Aufenthalts täglich zwei- mal von der jetzt noch nach ihm benannten Kanzel an der Nordostseite des Stephansdomes hielt.

Mit feurigen Augen und hinreißenden Gebärden schleuderte er seine Anklagen wie Blitze und Donnerkeile in die stets zahlreiche Menge der zerknirschten Sünder. Er wettete gegen Würfelspiel und Kartenspiel, gegen den Luxus, gegen den unsittlichen Lebenswandel der Frauen und, wenn man den zeitgenössischen Berichten Glauben schenken darf, waren seine Zuhörer von den Worten des Mönches so zerschmettert, daß die „Lebemänner“ der damaligen Zeit den weltlichen Freuden entsagten und zahlreich in den Franziskanerorden eintraten, daß die eitlen, schönen Wienerinnen ihren Schmuck und ihre Luxuskleider brachten und öffentlich verbrannten.

Nach ihm standen noch manch andere streitbare Sittenprediger in Wien auf. In dieser Stadt des Wohllebens war ihnen der Erfolg stets sicher, zumindest für den Anfang, denn sehr nachhaltig scheint – nach der Geschichte zu urteilen – die Wirkung nicht gewesen zu sein. (kh)

Wiener Kurier, um 1908

## Das Kruzifix im Königskloster (Laimgrube)<sup>6</sup>

In der Barbarakapelle des Königsklosters zu Wien hing ein wunderbares Kreuzbild, womit es folgende Bewandtnis hatte.

Dieses Kruzifix blieb einst in Feuersflammen unversehrt, worauf es mehrere Jahre in eines Katholiken Haus mit Ehren aufbehalten ward. Es geschah aber, dass anno 1642 zwei Lutheraner mit dem katholischen Hausherrn in derjenigen Kammer, wo das Kruzifix an der Wand hing, sich mit Spielen unterhielten. Die zwei Ketzer saßen unter dem Kreuz und verloren ein Spiel nach dem anderen. Sie ergrimmten und brachen in die gotteslästerlichen Worte aus, dass, wenn sie das nächste Spiel nicht gewannen, sie Christum vom Kreuz wollten herunterwerfen. Kaum war das neue Spiel angefangen, siehe! da löste sich der Leib Christi vom Kreuz ab und fiel auf die drei Spieler herunter. Beide Ketzer starben eines plötzlichen Todes; der Katholik ward übel verwundet, der, nachdem er die Begebenheit jedermann geoffenbart, auch kurz darauf, doch zum Tode vorbereitet, seinen Geist aufgab. Dessen Verlassenschaft samt dem Kruzifixbilde gelangte durch Erbschaft an Johann Kaspar Zwingt, Hofmeister des Königsklosters, der es größerer Verehrung halber in diese Kirche schenkte. Dieses Kruzifix soll sich zur Königin Elisabeth gewendet haben, als sie davor betete, und in dieser Stellung geblieben sein. Der Stein, auf dem sie kniete, wies später ihre Fußspuren auf.

Es kann wohl nur dasselbe Kruzifix sein, von dem M. Testarello della Massa (Codex 8287 der Wiener Nationalbibliothek) unter dem Königskloster, fol. 889 ff. berichtet:

Bei der Eroberung der Stadt Raab, die man den Türken wieder entriss, bemerkte eine Kammerfrau der Königin Elisabeth von Habsburg (1554 – 1592), wie sich das Kruzifix zum Oratorium der Königin umwendete, wie man das noch (um 1685) an dem gegen das Oratorium zgedrehten Kreuzstamm erkennen konnte, während der Leib des Gekreuzigten sich mit den Augen zum Grabstein der Kaiserin zukehrte, um anzudeuten, dass sie noch im Himmel für das Heil des Landes bete.

**Historische Grundlagen:** *Rund um das Königskloster und die sich dort lebhaft bewegendenden Altarbilder weben sich zahlreiche Legenden, die alle mit seiner Gründungszeit (Gegenreformation) und den kriegerischen Auseinandersetzungen im Zuge der Türkenkriege zu tun haben. Entsprechend werden auch die protestantischen „Ketzer“ und die Türken irgendwie in einen Topf geworfen.*

*Im Mittelpunkt steht meist die Klostergründerin, Königin Elisabeth, Tochter Maximilians II, Witwe Karls IX. von Frankreich und als solche zwiespältig mit den Hugenotten verbandelt: Das Gnadenbild Maria Major, einst im Besitze des hl. Franz Borgias, war ihr Lieblingsbild und sie vermachte es 1595 dem Kloster (...). Dieses Bild tröstete einmal die Königin in schwerem Kummer, indem die hl. Maria die Hand auf ihr Haupt legte. (...). Die von ihr gegründete Kapelle blieb dann 1683 bei der Türkenbelagerung ganz unbeschädigt, obwohl sie große Kugeln trafen. Eine Nonne, die sonst keiner der Schwestern nachstand, verstand sich einzig und allein nicht auf das Knödelkochen. Da sie deshalb mehrfach getadelt wurde, wandte sie sich in ihrer*

---

<sup>6</sup> Die Sagen und Legenden der Stadt Wien, herausgegeben von Gustav Gugitz, Wien 1952, Nr. 82, S. 99f

*Not an das Gnadenbild und nun gelang ihr die Herstellung der Knödel auf das Beste. Zur Erinnerung daran sollte das Gnadenbild abgemalt werden, und man kam auf den barocken Einfall, die hl. Maria mit einer "knödelrunden" Wange darzustellen, wodurch das Bild den Beinamen der Knödelmuttergottes erhielt.*

## **Der Braumeister von der Laimgrube<sup>7</sup> (Laimgrube)**

Hat sich Anno 1529 mit einem Braumeister auf der Laimgrube was begeben, so ergötzlich und seltsam zugleich, daß es auch in dieser Chronik hier angemerkt zu werden verdient.

Sind das angstvolle Wochen gewesen für Wien in dem Jahr 1529!

Zuerst sind nur Gerüchte gekommen, daß der Großsultan ein Heer gegen Wien wollt' führen, haben sich aber von Tag zu Tag mehr verdichtet, bis endlich Ende August flüchtige Kaufleute aus Raab<sup>8</sup> hier sind ankommen, abgehetzt, zerrissen, ohne andere Hab', als was sie hinter sich auf den Sattel haben packen können, und haben vermeldet, der Sultan Soliman war' schon im Mai mit einer Armee von dreimalhunderttausend Mann aus Stambul aufgebrochen, hielte eben bei Raab<sup>9</sup>, um die Truppen zu sammeln und mit ihnen über Wien herzufallen.

Ein paar Tage lang ist die Stadt gelähmt gewesen vor Schreck. Die Mauern haben in der Dicke bloß zwei Ellen gemessen, die Türm' haben Risse gezeigt, die Palisaden sind vermorscht gewesen oder haben ganz gefehlt, und nachgestürztes Erdreich hat an vielen Stellen die Gräben ausgefüllt.

Ist aber gerade zur rechten Zeit der Altgraf Niklas Salm gekommen, um die Verteidigung der Stadt zu übernehmen, und im Nu ist in die Bürger wieder Mut und Entschlossenheit eingezogen.

Soll hier einiges über den Salm vermerkt werden. Im Jahr 1525 hat er als Feldhauptmann des Kaisers in der großen Schlacht zu Pavia gegen den König Franz den Ersten von Frankreich gekämpft, ist im dichten Handgemenge bis zu ihm vorgedrungen, hat ihn zum Zweikampf gefordert, den der ritterliche König denn auch sofort hat angenommen. Der Salm ist damals schon Sechsunsechzig gewesen, der König erst dreißig, aber trotzdem hat sich der alte Mann ihm überlegen erwiesen, hat ihn verwundet und so seine Gefangennahme ermöglicht, was den Krieg, wie allgemein bekannt, zugunsten des Kaisers hat entschieden.

Ein paar Jahr später hat der Salm den ungarischen Gegenkönig Johann Zäpolya, der sich wider des Kaisers Majestät hat erheben wollen, bei Tokaj, von wo der köstliche Wein herkommt, aufs Haupt geschlagen, und nun als Greis von einundsiebzig Jahren hat er den Befehl in Wien bekommen.

Hat mit einer sehr harten Sach' begonnen, die aber nicht könnt' vermieden werden: die Vorstädte sollten niedergebrannt werden, damit der Türk' dort nicht Obdach oder Schlupfwinkel fand'. Über vier Tag hat das Feuer gedauert, sind ihm gegen achthundert Häuser zum Opfer gefallen.

Nur in der Vorstadt Laimgrube hat man mit der Zerstörung gewartet. Hier an der Bayrischen Landstraße<sup>10</sup> wollt' der Salm die Verbindung mit Innerösterreich so lang wie möglich aufrechterhalten, hat zu diesem Zweck in das Kloster der Franziskaner zu Sankt Theobald und das benachbarte Brauhaus ein Fähnlein Musketiere gelegt, um den Weg zu bewachen.

---

<sup>7</sup> Theodor Heinrich Mayer: Der Braumeister von der Laimgrube. Wiener Verlag, 1946 (Rechtschreibung unverändert. E.D.)

<sup>8</sup> Heute Győr, eine Wien vorgelagerte Festung in Ungarn.

<sup>9</sup> Vgl. auch die Erwähnung der Stadt Raab in der zuvor genannten Sage, die „den Türken entrissen“ wurde.

<sup>10</sup> Heute: Mariahilfer Straße

Am zwanzigsten September sind die ersten Späher der Türken an der ungarischen Grenz' erschienen. Der Salm hat daraufhin alle seine Kräfte in die Stadt gezogen, auch die paar Häuser auf der Laimgrube sollten tags-darauf geräumt und angezündet werden.

Traurig sind die zweihundert Mönche durch ihr Kloster gewandert, das ihnen so lang Zuflucht vor der Welt hat geboten, sie haben den Atem angehalten, wie sie in die Kirche sind getreten, wo sie sich Tag um Tag zur Andacht haben versammelt, nur noch einen Tag sollt' es dauern und eine Nacht, dann muß' ja alles hier in Schutt und Asche liegen.

Mit nicht geringerem Kummer hat aber auch der Braumeister Sebastian Ingram die weniger heiligen Räume durchschritten, in denen er nun schon seit dreißig Jahren sein gut' Bier hat gebrauet. Als junger Bursch ist er Anno 1499 von Böhmen gekommen, wo er das Brauen nach dortiger Art hat gelernet, hat vom Theobaldkloster das alte Brauhaus gepachtet, wo die Mönche ein recht frommes dünnes Bier haben bereitet, für das wohl der Spruch hat gelten mögen: „Zu wenig Hopfen, am Malz zu arm — gibt ein Bier, daß Gott erbarm!“

Der liebe Gott hat denn auch Erbarmen mit diesem Bier gehabt, ist nur für das Kloster selbst gebrauet worden, und keiner der frommen Mönche hat je davon einen Rausch bekommen, mocht' auch an einem heißen Sommertag nach schwerer Arbeit der Durst noch so groß sein.

Der Ingram hat sich auch gleich um die Schenkgerechtsame beworben, hat sie erhalten, nachdem er die junge Wittib vom Grasser-Wirt auf dem Magdalengrund. hat geehelicht, und hat nun nach ein paar mißlungenen Versuchen ein Bier gebrauet, mit dem wohl der Abt Florian so gar nicht einverstanden war, denn es hat den Leuten so gut, so süffig gemundet, daß sie mit einer Maß nicht genug gehabt haben und auch mit zwei nicht, und dann nicht in die Stadt so aufrechten Ganges sind zurückgekehrt, als es Christenmenschen geziemt.

Der Ingram hat wohl sehr betrübt getan, als ihn der Abt der Verpflichtung enthoben hat, jede Woche für das Kloster ein Zehn-Eimer-Faß mit Bier zu liefern, und ihm dafür den Pachtschilling hat ermäßigt, insgeheim hat er aber einen Freudensprung getan, denn nun ist das ganze Bier, so er gebrauet hat, den Gästen zukommen.

Hat sich sehr bald herumgesprochen, daß im Klosterbräu zu Sankt Theobald ein besonders gutes Bier zu haben wäre, die alte Stube ist immer überfüllt gewesen, der Ingram hat ejnen Stall dazu gepachtet, aus dem er eine richtige Wirtsstube hat machen lassen, und zuletzt auch vom Klostergarten den Teil, so sich gegen den Wienfluß senkt, hat dort Bänke und Tische aufstellen lassen. So haben die Gast' die schöne Aussicht gehabt über die Wieden hin bis zum Wienerberg und über die Landstraße und auch über den Teil der Stadt, so gegen Westen ist gelegen, das Bier ist gut gewesen und das Geschäft noch besser, und nach zehn Jahren hat der Ingram das Brauhaus samt Zubehör vom Kloster käuflich erworben.

Eine neue Sudpfann' hat er daraufhin aufgestellt, die das Doppelte, von der alten gefaßt hat, auch die alten Maisch- und Gärbottiche sind erneuert worden, und in die Keller, die sich wie des Königs Minos Labyrinth weit unter den Klostergarten haben hingezogen, sind zu Dutzenden neue Lagerfässer gerollt — der Ingram hat ein Geheimrezept gehabt, nach dem sich das Bier bis zu zwei Monaten hat gehalten, ohne zu brechen. War dazu wohl sehr viel Eis nötig, aber auch dafür hat der Ingram gesorgt, hat sogar im Sommer, wo doch sonst das Brauen ruht, ein frisches Bier herstellen können.

Und das alles sollt' nun in einer Nacht verlorengehen.

In langer Reih' haben die Fuhrleut' gehalten, die des Klosters Gut nach Sankt Pölten sollten bringen, wo der dortige Bischof Unterkommen hat angeboten. Die Mönche sind eben dabei gewesen, die Bilder aus der Kirche zu nehmen und fein säuberlich zusammenzurollen, haben dann noch Decken darüber gewickelt und sie so auf die Wagen verladen. In Doppelreihen sind andere Wagen vorbeigezogen, auf denen die Leute aus den anderen,

bereits niedergebrannten Vorstädten mit ihrer Hab' sind geflüchtet, hat keinen anderen "Weg mehr für sie geben als die Bayrische Landstraße.

Eben ist das Bild vom Hauptaltar aufgeladen worden, das die Marter von Sankt Theobald darstellt, während Gottvater segnend auf den Wolken darüber thront.

„Nun muß auch unser Herrgott vor den Türken flüchten ..." hat der Abt Florian zum Braumeister gesagt. „Den Heiland haben wir schon verpackt.“

Ingram hat auf den Keller gedeutet, wo die Brauknecht' eben das letzte Bier aus dem Kühlschiff in die Gärbottiche gepumpt haben.

„Nur der Heilige Geist, der bleibt da, soll auch den Türken gesegnet sein!“

„Wie kann man solch lästerlich' Wort wagen, noch dazu in so schlimmer Zeit!“ hat der Abt zornig erwidert. „Mir scheint, Ihr neigt auch der fluchwürdigen Ketzerei zu, die ein dahergelaufener lutherischer Prediger im geheimen draußen in Hernals verkünden soll!“

„Hat mich nie die Lust angewandelt, in eine andere Kirche zu gehen als die vom Heiligen Theobald.“

Ist der Abt über solches Bekenntnis gleich wieder besänftigt gewesen. „Will zugeben, daß dazu ein rechter Glaube gehört.“

Aber der Ingram hat unbekümmert fortgefahren: „Man hat ja als Braumeister und Wirt wirklich nicht viel Zeit, und wenn man schon Sankt Theobald zum Nachbarn hat — wozu dann noch einen weiten Weg machen?“

Der Abt ist wieder ganz Gottesmann gewesen. „Wenn Ihr so redet, muß ich Euch Euer Wort von vorhin doppelt hart verweisen, würd' Euch am liebsten, wenn andere Zeit war', eine Kirchenbuß' auferlegen!“

„Sind das heilige Ding', aus denen ein Maler ein heilig' Bild macht, Leinwand, Leim, Färb' und Pinsel?“

„Vom Herrn kommt alles, was ist.“

„Also auch die Gerste, aus der ich mein Bier brau', und der Hopfen aus Böhmen?“

„Wenn ein frommer Mensch redliche Arbeit daran wendet, wird sie wohl auch gesegnet sein.“

„Ist also ein gottgefällig' Werk, Gerste zu säen, Hopfen zu pflücken und ein Bier zu brauen?“

Der Abt hat sich in die Enge getrieben gefühlt und nichts geantwortet.

„Oder wollt Ihr es ein Teufelswerk nennen, wenn ich aus Gerste und Hopfen, so unser Herr auf den Feldern wachsen läßt, einen guten Trank mach'?“

„Ein Teufelswerk? Wo denkt Ihr hin, Ingram?“

„Was nicht des Teufels ist, muß Gottes sein, ich diene also Gott, wenn ich wie jeder brave Arbeitsmann mein Werk tue. Mein Bier macht die Leut' froh, nimmt ihnen Gram und Sorge, rinnt ihnen wohligh durch die Gurgel wie ein anderes Gottesgeschenk, der Wein, das auch Ihr, Herr Abt, so schätzt — Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, Herr Abt, Euer Kloster und meine Brauerei sind Nachbarn im Herrn!“

Der Abt konnte nichts erwidern, ist also auf sotane Art bewiesen worden, daß gutes Bier von Gott kommt, wie alles Gute, sollen auch heut' noch die Leut' gleicher Meinung sein.

Ein wenig später ist ein junger Bauer auf schweißbedecktem Roß geritten gekommen.

„Der Mihal Oglu, der Mordbrenner des Großtürken, hat schon Petronell und Willungsmauer angezündet, seine Leut' schwärmen gegen Himberg aus! Flüchtet, so schnell Ihr könnt, wer weiß, ob die Türken nicht schon in der Nacht über den Wienerberg reiten und über Euch herfallen!“

Hat der Abt daraufhin seine Leute noch zu größerer Eile angetrieben, Ingram hat sich aber zu seiner Frau und seinen drei Kindern gewandt.

„Ihr nehmt sofort unseren leichten Wagen, fahrt aber nicht über Sieghartskirchen, wo die gute Straße mit den Flüchtlingen wird vollgestopft sein und die Türken anlockt, sondern

über Tullnerbach und Neulengbach. Ist wohl ein schlechter Weg, wo sonst n Karren durchkommen — wird aber darum dem Türken nicht einfallen, dort Beute zu vermuten."

Es hat nur einen kurzen Abschied gegeben. Auch die Wagen mit dem Klostergut haben sich in Bewegung gesetzt. Sind bald bei dem Gewirr ins Stocken gekommen.

Ingram und der Abt haben dem Zug nachgeblickt.

„Wenn sie nur einmal über den Riederberg sind", hat der Abt gemurmelt, „dann können sie aufatmen. Aber bis dahin sind sie in Gottes Hand — möge er ihnen gnädig sein!"

Der ganze Hausrat des Klosters, den man nicht hat wegführen können, ist auf einen Haufen geschichtet und mit Stroh umgeben worden, damit man ihn dann im Morgendämmern leichter könnt" entzünden. Auch hier durften ja die Türken kein Unterkommen finden.

Das Abendessen für die Mönche ist in Ingrams Biergarten aufgetragen worden.

War ein wunderbar klarer Herbstabend, hat doch niemand dessen froh werden können. Ringsum, so weit das Auge gereicht hat, sind Häuser, Ställe, Schuppen, Scheunen in Flammen aufgegangen. Es haben gebrannt die Gegend um die Ulrichskirche, die ganze Wieden, die Landstraße; Gumpendorf, ganz nah, hat wie eine ungeheure Fackel die beginnende Nacht erhellt. Immer mehr einzelne Feuer haben sich dazugesellt, von vielen hat man nicht die Flammen, bloß deren Widerschein gesehen, und das hat noch gespenstiger ausgesehen. Von Gumpendorf hat ein leichter Wind das Prasseln der brennenden Balken herübergetragen. Die reine Luft hat sich immer mehr mit Dampf, Rauch, beißendem Qualm erfüllt. Beim Wienfluß haben Soldaten die Brücken gesprengt. Von irgendwoher, vielleicht über den Wienerberg herüber, hat man das Läuten von Sturmglocken gehört.

Viele von den Mönchen haben Tränen in den Augen gehabt, ging ihnen ja das Vaterhaus in Flammen auf oder das Heim lieber Verwandter, oder ist es auch nur der gewohnte Blick vom Fenster der Zelle gewesen, eine vertraute Schau bei der Arbeit im Garten, die sie nun vielleicht für immer sollten verlieren. Wie das eigene Haus hier, das ihnen war zur Welt geworden.

„Um der Stadt willen!" hat einer gemurmelt und die Faust gegen Wien geballt.

„Ja, die dehnt und reckt sich hinter ihren Gräben und Mauern!"

„In den Häusern zünden sie die Lichter an wie jeden Abend!"

„Fühlen sich ja wohl geborgen! Nur die ändern müssen Hab' und Gut, Haus und Hof oder wie wir Kloster und Kirche im Stich lassen!"

„Alles für die Stadt!" haben sie zornig wie im Chor gerufen. Und der Abt hat ihrer Ungebühr nicht gesteuert, hat geschwiegen und so ihre Meinung bekräftigt.

Aber da ist der Ingram unter sie getreten.

„Geht mir genau so wie euch, oder noch ärger, denn nicht eines Klosters Gut muß ich hergeben, sondern ein Eigen, das ich mir geschaffen hab' in der Müh' und Arbeit von dreißig Jahren. Kommt aber kein Wort der Klag' über meine Lippen — wenn Not ist, muß das Kleine fallen um des Größeren willen, muß der Zweig dorren, damit der Stamm bleibt, muß der Stamm splintern, wenn er so die Wurzel deckt. Und die Stadt dort ist so eine alte, starke Wurzel, zieht wohl schon an die fünfzehnhundert Jahr' ihre Kraft aus dem Boden, gehört zu ihm wie er zu ihr. Mag man hier die Äste abbrennen, unsere Häuser, mag die Verwüstung dringen bis an die Wiener Mauern — die Stadt selber muß dauern, damit aus ihr wie aus einer alten, guten Wurzel in einem neuen Frühjahr wieder neue, junge Triebe wachsen. Hab' mir erzählen lassen, daß große Städte aus der Vorzeit, Babylon, Ninive oder des Perserkönigs Hauptstadt so spurlos von der Erd' sind verschwunden, daß kein Mensch mehr mag angeben, wo sie einmal gestanden sind. Kann aber nur geschehen sein, weil sich die, so zu einer solchen Stadt gehört haben, nicht haben opfern wollen mit Gut und mit Leib, haben wohl die Stadt zu wenig geliebt. Aber wir sind der Stadt dort

---

*Dieser Text ist eine Aufforderung zum Mitmachen: Wenn Sie etwas ergänzen oder korrigieren wollen, dann lassen Sie es uns wissen (email: [bezirksmuseum.1060@aon.at](mailto:bezirksmuseum.1060@aon.at))! Ihre Beiträge werden im Text unter der Quellangabe „ZeitzeugInnen“ – auf Wunsch ohne Namensnennung – dokumentiert.  
Erstellungsdatum: 13.12.2020*

zugetan, als war' sie unser aller Mutter, unser aller Haus, unser aller Welt. Ist darum nicht bloß Pflicht, ist einfach unsere Natur, daß wir der Stadt dienen mit Leib und Gut, sie ist der Stamm, aus dem wir sprossen wie Ast und Zweig und Blatt oder die, so nach uns kommen. Menschen kommen und vergehen, Häuser kann man bauen und niederbrennen, aber die Stadt muß bleiben! "Was euch ein Wort im Zorn ist gewesen, mir ist es ein Wort aus dem Herzen: alles um der Stadt willen, alles für die Stadt!"

So stark und breit auch der Ingram war, ein wenig hatte er jetzt ausschauen müssen, denn so lange Red' hat er sein Lebtage nicht gehalten.

Und gegen sein begeistert' Wort hat es keinen Widerspruch gegeben. Während überall die Flammen gelodert haben und hier alles zum Brand ist bereit gewesen, haben sie die Krüge erhoben auf die Stadt.

„Sie soll leben, damit wir leben, und die nach uns! Wien!"

Eine kleine Weile sind sie dann alle noch still und nachdenklich beisammengesessen, und dann hat der Schlaf wie ein heimlicher nächtlicher Gast an eines jeden Sinn geklopft. Ist ihm aufgetan worden, und die Lider haben sich hinter ihm geschlossen wie ein Tor zur Welt, damit die innere Welt um so klarer wird und schöner. Die milde Herbstnacht hat mit sanfter Hand über die heiße Stirne gestrichen, ein jeder hat sich zur Ruhe gelegt, wo er sich hat grad befunden.

Ingram und seine Leute haben sich im Vorkeller, wo es kühler ist gewesen, auf leeren Hopfensäcken hingestreckt.

Ist etwa Mitternacht gewesen, da sind sie erwacht durch einen wüsten Lärm, in den sich Rufe voll Entsetzen, voll Schmerz und Qual gemischt haben. Ingram ist aufgesprungen und hat hinausgeschpät, war alles taghell von Feuer und Flammen.

„Der Mihal Oglu, der Mordbrenner, hat das Kloster überfallen, den Hausrat angezündet — und jetzt metzeln sie die Mönche nieder!"

„Wir haben Waffen da!" hat der Oberbursch gerufen.

„Was können wir sechs ausrichten gegen ein paar hundert? Verstecken müssen wir uns!"

Eilig haben sie zusammengerafft, was an Fackeln und Kerzen da war und an Feuer- stein und Schwefel, sind durch die Keller und durch geheime Gänge, deren Tür kein Fremder könnt" erkennen, in die untersten Gewölbe hinabgestiegen, wo der Ingram das Bier hat verwahrt, das bis zu zwei Monaten klar geblieben ist. Je tiefer im Boden, desto besser hält sich das Bier.

So weit unter der Erd' sind sie hier gewesen, daß kein Hauch mehr von oben ist zu ihnen gedrunken. Aber diese Stille ist ihnen lähmend, bedrückend erschienen, hat die Schauer des Todes in sich gehabt. Ist ja nicht zu zweifeln gewesen, daß der Mihal Oglu die Mönche und die wehrlosen Knechte teuflisch hat martern lassen, ehe sie tot hingesunken sind.

„Rache ... Rache!" Das "Wort ist ihnen in jedem Atemzug gelegen, aber hilflos sind sie in ihrem Versteck gekauert, dreißig, vierzig Schuh unter der Erde.

Eine Stunde nach der andern ist verronnen. War Stroh im Keller, hat ihnen ein Lager geboten zu schwerem, traumvollem Schlaf. Haben dann nicht gewußt, ist es noch Nacht gewesen oder schon Morgen oder später Vormittag, hat ja nicht einmal der Braumeister eine Uhr besessen. Müd' sind sie gewesen, als wären sie lange, vor Morgen geweckt worden, und so sonderbar frisch, als begänne ihnen eine neue Welt, als wären sie gestorben und wieder auferstanden.

Ingram hat den fünf Burschen die Hände gedrückt. „Gibt jetzt zweihundert Märtyrer mehr, das wirft einen leisen fernen Glanz auf unsere Seelen. Wir wollen der Verstorbenen gedenken in Treue, Liebe und frommer Ehrfurcht."

Sind alle niederkniet und haben im Chor das Vaterunser gesprochen.

Und dann ist wieder das Warten gekommen.

„Über uns ist einmal die befahrenste Straße gewesen, so von Wien ausgeht, die Bayrische Landstraße ..."

„Kein Wagen fährt jetzt mehr auf ihr, und vor den verbrannten Häusern steht der Tod Wache...“

Stunden sind vergangen, endlose Stunden.

„Wir haben Hunger, Meister Ingram!“

„Kann Euch nur Trank geben, den besten, den ich habe!“

Hat Licht gemacht, ein Faß angeschlagen und ihnen kredenzt. „Jetzt sind wir bei uns selber zu Gast!“

Mundete ihnen gut, das starke, helle Bier, hat Erquickung gegeben und Trost. Haben weiter geschwiegen, ist aber doch schon manchmal ein Lächeln um ihren Mund gestanden. Darum haben sie wieder getrunken. In langen Pausen, mit kleinen Schlucken, damit die Zeit vergangen ist. Im Dunkel, weil sie mußten mit dem Licht sparen.

Sind müde geworden, haben nach Schlaf begehrt. Muß wieder Abend geworden sein.

Ist ein neuer Tag gekommen. Und mit ihm das Warten, das endlose Warten. Man trinkt, damit die Zeit vergeht, man redet ein wenig, damit die Zeit nicht zu spüren ist, man schlummert wieder ein, damit die Zeit hingewischt ist.

Der dritte Tag, wenn man die Zeit richtig bemessen hat.

„Wir haben Hunger, Meister Ingram!“

„Das Bier ist ganz stark eingebraut, das Bier nährt!“

„Wir sind auch nicht von Kräften, Meister Ingram — aber wir haben Hunger!“

„Trinkt, trinkt, ich halte Euch frei, solange noch ein Bier da ist!“

„O weh, Meister Ingram — die vier Fässer trinken wir in vier Wochen nicht aus, auch wenn wir Brauburschen sind!“

„Dann trinkt nicht, sondern sauft!“

Sie lachten wieder, tranken die Humpen auf einen Zug aus.

Und die Stunden sind verronnen wie Bier aus einem löchrigen Faß.

Sie haben an ihren Leib geklopft. „Meister Ingram, unsere Eingeweide sind leer, so viel wir auch saufen — wir haben Hunger!“

„Es gibt in dieser Wirtschaft nur Bier, das Essen muß man sich mitbringen!“

„Dann schleichen wir uns hinauf — wir haben Hunger!“

„Freilich, dann war' Euer Hunger bald zu End'! Sind gar milde Leut', die Türken, können es nicht ansehen, wenn einer hungert, geben ihm gleich ihren Säbel zu fressen!“ Er besann sich. „Aber, ich will es für Euch wagen!“

Mit größter Vorsicht hat er sich die Gänge hinaufgetastet, behutsam eine Falltür nach der ändern gehoben, bis ihm das erste Licht hat gewinkt. Eine Luftluke in der Mauer, nicht größer als ein Kinderkopf — aber Licht, Licht!

Hat durch die Luke hinausgesehen, ist mit einem Schreckensschrei wieder zurückgefahren. Sind nicht die brandgeschwärzten Ruinen des Klosters gewesen — solche Zerstörung hätt' ja auch auf Befehl vom Salm vorgenommen werden sollen. War etwas viel Grausigeres: ist der Blick auch auf den Hof gegangen, wo der Hausrat des Klosters verbrannt gelegen ist. Und darin Knochen, halbverbrannte Kleider, angekohlte Fleischfetzen von menschlichen Leibern, Dutzende, viele Dutzende davon sind zu zählen gewesen, ganze Gruppen davon mit eisernen Ketten umwunden — bei lebendigem Leib, aneinandergebunden, sind die Unglücklichen in die Flammen geworfen worden!

Rache.. ! Rache! Aber mit fünf Knechten? Und sie hatten Hunger!

Vorsichtig ist er weiter hinaufgestiegen über eine verborgene Wendeltreppe, könnt' durch einen Spalt in der Decke hinab zur Wirtsstube spähen.

Die Stube ist voll von Türken gewesen, und jeder hatt' einen Humpen vor sich stehen. Ein Mönch, von Wunden entstellt, muß' ihnen das Bier einschenken. Schien ihnen herrlich zu munden, haben Züge getan wie eben ein alter Zecher, und die Humpen sind nie leer geblieben.

Ein kleiner, verdächtig aussehender Serbe muß' ihnen den Dolmetsch machen. Das Bier ist zur Neige gegangen, wollten die Türken nun von dem Mönch wissen, wie man diesen herrlichen Trunk bereitet, den sie bisher nicht haben gekannt, und wohl auch ihr Prophet nicht, denn im Koran war er nicht genannt worden, und darum auch nicht verboten, so wohlilig und berauschend er auch durch die Kehlen rinnt.

Der Mönch, Egidius mit Namen, hatt' im Kloster das Amt eines Bibliothekars versehen, könnt' beim besten Willen über die Bierbrauerei keine Auskunft geben. Die Türken schlugen ihn, rissen ihm die eingetrockneten Wunden auf, setzten ihm Handschans auf die Brust und fuchtelten mit Dolchen vor seinen Augen, haben wohl ein Geheimnis hinter dem Bier vermutet und wollten es nun von ihm erpressen.

Muß hier in Anmerkung gesagt werden: ist wirklich was Geheimes um das Bier, hat noch keiner ergründet, warum aus der Gerste Malz wird, aus dem Malz die Würze, aus der Würze und Hopfen und Germ dann das Bier, wissen auch die besten, ältesten Braumeister nur den und jenen Vorteil beim Brauen, nicht aber des Bräus tiefste Ursach'.

Immer ärger haben die Türken dem armen Bibliothekarius zugesetzt, bis er in seiner Verzweiflung die Hand' zum Himmel hat erhoben und gefleht: „Du lieber Herrgott, sende einen, der was vom Bier versteht, einen Braumeister oder wenigstens einen alten Saufaus — du weißt ja, ich hab' nie ein Bier getrunken und noch weniger eins gebraut!“

Der Ingram muß' unwillkürlich lachen. So leicht war dem Herrgott wohl noch nie ein Wunder gefallen. Eiligst ist er die kleine Stiege hinabgeschlichen und hat ein wenig die Tür geöffnet.

Der Serb' hatt' inzwischen den Türken das Gebet des Mönches übersetzt, ein wildes Gröhlen ist die Antwort gewesen.

„Soll nur weiter beten — sein Allah wird ihm bestimmt nicht helfen!“

Da hat der Ingram ein leeres Faß umgeworfen, daß alles gedröhnt hat wie von schwerem Donner, und dann die Tür aufgerissen, ist aber nicht harten Tritts, sondern fein behutsam wie ein Engel in die Stube getreten.

Haben ihn die Türken zuerst gar verwundert angestarrt, konnten nicht verstehen, wie ein Mann in der Tracht der Ungläubigen so plötzlich in einem Haus mocht' erscheinen, das von allen Seiten durch gute Wachen ist gesichert gewesen.

Aber der Egidius hat entsetzt aufgeschrien: „Er ist von den Toten auferstanden! Der Herrgott hat mein Gebet erhört und den Braumeister von den Toten auferweckt — ein großes Wunder ist geschehen!“

War der Mönch auch wirklich im ersten Augenblick der Meinung, der dicke Braumeister war' mit den ändern umgebracht worden und nun als ein Gespenst wieder erschienen\* -

Der Serb' hat den Türken die Red' übersetzt und sich scheu in eine Ecke gedrückt, ist auch ihm alles wie ein Spuk erschienen. Auch die Türken sind betroffen gewesen. Alle Christen, so hier zu finden gewesen, hatten sie doch marterlich umgebracht, jeden Raum, jedes Versteck durchsucht, jeden Rauchfang ausgeräuchert, von draußen könnt' auch niemand herein — woher ist dieser Mensch erschienen, so er überhaupt ein Mensch ist gewesen?

Der Ingram hat inzwischen seinen Vorteil weiter wahrgenommen. Noch nie, seit es ein Bier gibt, hat wohl ein Braumeister eine so überirdische Miene zur Schau getragen. Jede Gebärde ist wie ein Erwachen gewesen, jeder kleine Tritt ein Tasten in eine neue Welt, jeder Blick der Augen nach aufwärts hat von den Seligkeiten des Himmels erzählt, und die Brust hat sich nur zögernd gehoben, als war' sie das Atmen nicht mehr gewöhnt. Mit vorgestreckten Händen hat er ins Leere getastet, als suchte er einen Halt, und die Türken haben ihm scheu Raum gegeben.

„Nicht anrühren — ein Gespenst!“ hat noch dazu der Serb' geschrien.

Aber der Ingram hat mit seinem roten Gesicht gelächelt wie ein Engelein, hat das Haupt in sanfter Bewegung dem Serben zugewandt und ihn mit der süßesten Stimme, der sein dumpfer Bierbaß ist fähig gewesen, beim Namen genannt:

„Svetozar ... Svetozar!“

Hat sich der Serb' in seiner Angst und Dummheit vor ihm niedergekniet, und der Ingram hat ihn noch liebevoller angesehen.

„Furcht' dich nicht, Svetozar, ich bin gesandt worden, diese wackeren Männer hier zu lehren, wie man das Bier macht — so brave Krieger verdienen so köstlichen Trunk!“

Der Serb' hat sich wieder ein wenig vorgewagt, hat auch den guten Einfall gehabt, Ingram eine gefüllte Schüssel hinzustellen, um das himmlische oder irdische Wesen der Erscheinung zu erkunden.

So nah der Ingram auch dem Himmel gewesen ist oder sich mindest den Anschein gegeben hat, er hat Höllenqualen ausgestanden, denn nach drei Tagen Hunger ist ihm der Duft von frisch gekochtem Geselchten aus der Rauchkammer des Brauhauses allzu verführerisch in die Nase gestochen. Wie rosig das Fleisch war... und wie das Fett von den Schwarten tropfte ... Nein, nein, ein Engel bleiben, wenn auch ein etwas vierschrotiger!

Mit überirdischer Gebärde hat er das Geselchte zur Seite geschoben, ist zum Tisch hingeschwebt, hat einen Humpen ergriffen und ihn hoch emporgehoben, wie weiland Parzival den Gral, davon mit engelhafter Gebärde einen engelhaft kleinen Schluck getan, darnach in engelhafter Güte den Humpen dem Serben gereicht und mit engelhaftem Klang das Wort „Bier“ darübergahaucht.

Svetozar hat den Braumeister mit seligem Dank angesehen, zuerst das „geweihte“ Bier verkostet und es noch viel süßiger gefunden als früher, und demgemäß den Humpen nunmehr auf einen Zug ausgetrunken. Darauf hat er den Türken erzählt, welche Wandlung mit dem Bier vor sich gegangen war', hat das mit solcher Überzeugung getan, daß die Türken den heiligen Ingram mit Worten und Gebärden gebeten haben, er möcht' ihnen auch das andere Bier segnen.

Muß hier noch eine Anmerkung gesetzt werden. So sehr auch die Türken wilde, rohe Leut' sind, einer von ihnen hat mehr Aberglauben in sich als zehn alte Weiber bei uns, überall sind sie böser Geister vermutig, die sie „Djinn“ nennen, und guter Genien, wie ein Gebildeter, so ihre Sprache versteht, nur in ihren Märdienbüchern nachzulesen braucht. Sie nehmen ja alles, was darin steht, für wahr, merken nicht, daß sie da an der Nasen werden herumgeführt, mögen auch ihre Nasen gemeinlich noch größer sein als die der Juden.

Haben also die Türken mit großem Wohlbehagen das gesegnete Bier getrunken, der Ingram hat aber immer wieder, soweit ein Engel eben schielen kann, nach dem Geselchten hingehielt und nach dem Kraut mit den Speckknödeln, selige Tranen sind, über seinen Bart geronnen, wenn sie auch nur das Wasser sind gewesen, das ihm im Mund zusammengelaufen ist.

Dann hat er den Serben gar sacht wie ein scheues Jüngferlein den Geliebten an der Hand gefaßt und ihn zu einer Tür geführt, die bisher der Suche ist entgangen, hat dahinter auf drei Fässer verwiesen, die den Durst der Türken drei Tage konnten stillen, hat sich dabei auch überzeugt, daß der Eingang zu den tiefen Kellern nach wie vor gut Übermacht und vor Entdeckung sicher war.

Während der Serb' mit den frischgefüllten Humpen zurück in die Gaststüb' ist gegangen, hat sich der Mönch Egidius zu Ingram geschlichen.

„Ihr müßt mich retten, mit mir fliehen!“

„Hält's Maul, du Trottel!" hat der Ingram sehr ergrimmt, aber mit himmlisch lächelnder Miene zurückgehaucht. „Jedes Wort mit mir macht Euch und mich verdächtig!"

Der Bibliothekar hat sich in Demut verneigt. „Ihr habt recht, Meister!" Wie ein fromm' Gebet hat es geklungen, und so hat es auch der Serb' aufgefaßt, der eben wieder mit leeren Humpen ist gekommen.

Dann sind sie alle wieder zur Gaststub' hinaufgestiegen.

„Er muß uns das Biermachen lehren!" haben ihm die Türken durch den Serben sagen lassen. „Wir wollen auch daheim solch' wunderbaren Trunk haben!"

Der Braumeister hat in der gewohnten engelhaften Güte gelächelt.

„Morgen, meine Lieben, morgen — muß mich noch ein wenig an die irdische Welt hier gewöhnen!"

Gerad jetzt sind die Türken unter die Waffen gerufen worden, und das hat der Ingram benützt, um unbemerkt in den Himmel zu entschweben. Ist natürlich der tiefe Keller gewesen, in den er verschwunden ist. War nicht leicht, in der Dunkelheit die Stiegen hinab zu tapfen, wenn man unter dem einen Arm drei Laib Brot hat, und unter dem ändern ein halb' Dutzend Wurst'.

Unten im Keller hat es dann ein richtig' Gelag' gegeben, und die Brauknecht' haben mit dem Saufen gar nicht aufhören wollen.

Der Ingram übrigens auch.

Ist darum am anderen Tag schon später Morgen gewesen, wie er wieder in die Welt der Menschen ist eingegangen.

Man ist ihm, wie es einem guten Genius gebührt, mit aller Ehrfurcht entgegenkommen, und der Braumeister hat sich redlich Müh' gegeben, den Nimbus zu bewahren.

Nach wie vor hat er sich den Anschein gegeben, als würd' er von der Luft leben, jeder Blick aus seinen Augen hat engelgleiche Güte geoffenbart, wenn ihn auch manchmal der Zorn mocht' übermannen, weil die Türken im Anfang des Kursus über das Bierbrauen, so er ihnen hielt, so gar nicht begreifen wollten.

Hat sich aber gut getroffen, daß er gerad am Tag vor dem Niederbrennen der Vorstädte noch Gerste in den Weichstock geschaufelt, eingeweicht und dann auf der Tenne ausgebreitet hatte, ist jetzt eben so weit im Keimen gewesen, daß man sie auf die Schwelke zum Trocknen und dann auf die Darre zum Rösten könnt' bringen.

Das Rösten haben die Türken gleich verstanden, hat sie ja an den heimatlichen Kaffee erinnert, von dem aber wieder der Braumeister trotz seiner himmlischen Allwissenheit nichts gewußt hat, so daß er ein wenig in Verlegenheit geraten ist.

Einer der Türken hat ihm dabei besonders zugesetzt, als glaubte er nicht an seine Heiligkeit, war ein gewisser Hassan Oeri, ein Renegat, der vom christlichen Glauben zum Islam ist übertreten, um bei den Türken ein gutes Fortkommen zu haben. Von seiner christlichen Vergangenheit her hat er freilich gewußt, was von den Wundern der Heiligen ist zu halten.

Hat darum den Braumeister immer wieder durch den Svetozar fragen lassen, ob ihn das nicht an den Kaffee erinnert, so den Gläubigen im Paradies von den schönen Huris kredenzt wird. Und da der Braumeister vom Kaffee nie was gehört hatt' und von den Huris nur in anderem, recht irdischem Sinn, hat er allerlei Ausflucht gebrauchen müssen.

„Durch das Rösten wird der böse Djinn, so in der Gerste sitzt und sie schimmelig kann machen, ausgetrieben, soll man aber dabei nicht zuviel reden oder fragen, glaubt sonst der Djinn, man möcht' ihn zurückrufen, und er kommt dann wirklich und macht das Bier schlecht."

Das hat allen eingeleuchtet, nur wieder dem Hassan Oeri nicht.

Ist dann nach zwei Tagen Darren, das die Türken mit viel Eifer haben überwacht, das Einmaischen gekommen, das Mischen der zu Malz gerösteten Gerste mit Wasser im

Maischbottich. Auch das ist den Türken gut eingänglich gewesen, ebenso wie das Sieden der so gewonnenen Würze mit Hopfen, auch das hat sie an ihr Kaffeekochen erinnert.

Erst als der Ingram am Tag darauf im Vorderkeller die abgekühlte und geklärte Würze mit Germ versetzt hat und dann immer stärker die Gärungsblasen aufgestiegen sind, haben sie zu stutzen begonnen und allen Ernstes gemeint, der böse Djinn war' noch immer in der Flüssigkeit und ließe seinem Darmkoller freie Bahn. Haben auch recht possierlich an den Blasen zu riechen begonnen, aber nichts gefunden, das an volle Eingeweide erinnerte, und sich wieder beruhigt.

Der Ingram hat bei allem stets offene Augen und Ohren gehabt und so in Erfahrung bringen können, daß die Türken trotz ihrer großen Verluste immer wieder die Stadt berannt haben. Dutzende von schweren Minen haben sie hochgehen lassen, an vielen Stellen sollten schon breite Breschen in den Stadtmauern klaffen.

Der im Brauhaus einquartierte Trupp ist erst spät eingesetzt worden, ist dann drei Tage aus gewesen, im Brauhaus sind nur die notwendigen Wachen zurückgeblieben. Aber die haben so gut aufgepaßt, daß es dem Ingram trotz aller himmlischen List nicht gelungen ist, unbemerkt vors Tor zu kommen, der Hassan Oeri ha't ihm auf Schritt und Tritt nachgspäht.

In einem Winkel des Sudraumes hat der Ingram einen Sack voll Bilsenkraut entdeckt. Ein Reinheitsgebot für Bier hat man damals noch nicht gekannt, und sollt' einmal ein Sud Bier besonders berauschend ausfallen, so hat man dem Hopfen noch ein paar Handvoll des giftigen Krautes zugesetzt. Die davon trinken, bekommen einen schweren Kopf, beginnen schwer und wüst zu träumen, und wenn sie dann erwachen, ist Wildheit in ihnen und sinnloser Zorn.

Ein Sud war gerad' im Kochen, und da hat der Braumeister gleich zehn Handvoll von dem Bilsenkraut hineingeworfen — wer weiß, wozu das noch gut könnt' sein.

Während dieser Sud abgekühlt ist, hat der Ingram frisches Grünmalz auf die Darre geschaufelt. Ist ein ungewöhnlich heißer Herbsttag gewesen, in der Darre könnt' man die Hitze kaum noch ertragen. Vom argen Durst geplagt, hat der Braumeister zwei volle Humpen eiskalten, ganz jungen Bieres auf einmal hinuntergegossen.

Wie das erfrischt, wie das den ganzen erhitzten Körper gekühlt hat!

Doch schon nach einer Stund' hat der Ingram gemerkt, daß er es mit solcher Kühlung zu weit getrieben hätt'. Nach einer weiteren Stund' schien es höchste Zeit, auf allen himmlischen Nimbus zu verzichten und den irdischsten aller irdischen Orte aufzusuchen.

Was man dort zu tun pflegt, das hatt' der Ingram bisher in tiefster Verborgenheit im tiefsten Keller hinter sich gebracht, denn ein Genius aus einer ändern Welt, der nur von der Luft zu leben scheint, kann auch wieder nichts anderes als Luft von sich geben, freilich müßt' sie mit himmlischen Wohlgerüchen geschwängert sein.

Doch damit könnt' der Ingram nun keinesfalls dienen, schon die erste Probe ergab einen Vorgesmack, man müßt' besser sagen Vorgeruch vom üblen Höllenpfluß des Sa-tanas, und für die Fahrt dahin war kein Augenblick mehr zu verlieren.

Ist also der Ingram in höchster Eil' verschwunden.

Aber der Hassan Oeri hat ihn auch jetzt nicht aus dem Äug' gelassen, der Braumeister aus dem Jenseits ist ihm irdischer denn je erschienen, und jetzt könnt' wohl kein Zweifel mehr daran sein.

Sorgfältig gedeckt, ist er dem Braumeister nachgeschlichen. Der Ingram aber ist nun schon so von seinen irdischen Gefühlen durchwühlt gewesen, daß er sich gar nicht mehr umgesehen hat, sondern wie gebannt auf eine kleine Mauer zugehalten hat, hinter der... nun ja, hinter der. Dort hat er gehofft, sich von allem Irdischen zu erlösen.

Aber gerade wie diese Erlösung im allerbesten Gang war, ist der Hassan Oeri um die Ecke gebogen, hat hohnlachend aufgeschrien und vor Freud" auf einem Bein getanzt. „Jetzt weiß ich, daß er auch ein Mensch ist! Das macht nur ein Mensch!"

Ingram hat zwar seine Worte nicht verstanden, aber umso deutlicher ihren Sinn.

Ein paar Augenblicke lang hat er überlegt. Hätt" er sich jetzt entdeckt gegeben, so wären nicht nur er, auch seine Gesellen im Keller verloren gewesen, die entweder den Türken in die Hand" fallen oder verhungern müßten.

Hat es also für ihn keine Wahl gegeben. Ist wohl durch die wegen der Erlösung gelösten Hosen arg behindert gewesen, ist aber trotzdem mit einem Satz auf den Türken los, ehe der noch an eine Gegenwehr hat denken können, hat ihn an der Gurgel gepackt und gewürgt, bis er blau im Gesicht gewesen ist und ihm die Arme vom Leib gesunken sind. Ohne auch nur aufzuatmen, hat er dann den toten Mann auf die Schultern genommen und in die Latrine versenkt, wo er in der Jauche versunken ist.

War kein Christenmensch und auch kein ehrlicher Feind, nur ein Renegat und hat solch übles End' wohl verdient.

Der Ingram hat denn auch stark und herzlich gelacht wie schon lang nicht, hat dann seine Kleidung wieder in die richtige himmlische Ordnung gebracht.

Die Wachen haben den Hassan nicht ver mißt, sondern gemeint, er wäre stadtwärts gezogen, um nach den Kameraden Ausschau zu halten, die man mit Ungeduld zurück-erwartet hat.

Gegen Mittag sind sie dann einmarschiert. Mehr als die Hälfte von ihnen hat gefehlt, auch von den Übriggebliebenen ist keiner unverwundet geblieben, der dreitägige Sturm hat die Türken Opfer gekostet wie noch nie.

Einen verwundeten Gefangenen haben sie gebunden mitgeschleppt, und wie er vor dem Brauhaus erschöpft zusammengebrochen ist, haben sie ihn mit Fußritten in den Hof gerollt und dann mit den Schuhabsätzen gegen seinen Schädel geschlagen.

Für ein paar Augenblicke ist es dem Ingram gelungen, mit dem Sterbenden unbemerkt zu sprechen.

„Auch in der Stadt... höchste Not... nur noch für eine Woche Proviant!" hat er geflüstert.

Der Ingram hat vor Zorn die Hände geballt. In der Stadt ist es ums Letzte gegangen, und er hat hier tatenlos, waffenlos zusehen müssen. Nur das Bier ist ihm geblieben.

Aber könnt' das nicht auch eine Waffe sein?

Drunnen in der Wirtsstube haben die Türken schon nach frischem Trunk geschrien, und den hat ihnen der Ingram mit einem kleinen Schuß Bilsenkrautbier gewürzt. Schon das hat seine Wirkung nicht verfehlt, zuerst haben sie mit aufgerissenen Augen vor sich hingestarrt, dann sind sie für eine Weile schläfrig geworden und zuletzt ein wenig wirr im Kopf, hat sich also erwiesen, daß auch schon eine kleine Menge von dem Bier gute Folge hat.

Sind dann noch ein paar Tage in dumpfem Warten verflossen. Auf der abgewandten Seite der Stadt, beim Rotenturmtor, sollten neue Stürme angesetzt und abgeschlagen worden sein.

Am Morgen des sechsten Oktober, einem trüben, kalten Tag, ist plötzlich von der Stadt her wilder Kampfärm ertönt, hat sich gegen das Tal der Wien geschoben.

Zum Brauhaus sind Reiter mit Befehlen gesprengt, rasch hat man die Wachen verdoppelt, die Tore verrammelt. Soweit der Ingram aus den Reden und Gebärden der Türken entnehmen könnt', hatten die Belagerten einen großen Ausfall mit etlichen achttausend Mann gemacht, der größere Teil davon war schon in der Kärntnervorstadt aufgehalten worden, aber einigen Fähnlein ist es gelungen, sich durch die Türken durchzuschlagen und gegen die Untere Laimgrube zu marschieren, wo der Sultan seine Proviantlager gehabt hat.

Die Türken, die dort zur Wache gewesen sind, haben sich mit verbissener Wut gewehrt, ist ihnen gelungen, alle Verbindung der paar Fähnlein mit der Stadt abzuschneiden. Aber der Führer der Wiener, der Hauptmann Kaspar Ritschon, hat nicht locker gelassen, sondern

versucht, die Zelte mit dem Proviant von hinten her anzugehen, von der Oberen Laimgrube aus.

Immer mehr Aufregung ist im Brauhaus gewesen, auf den Ingram hat keiner mehr geachtet, waren ihn auch schon zu gewohnt.

Auf einmal sind wieder Boten gekommen, und der Hauptmann der Türken hat lachend auf eine Landkarte gewiesen, die er roh an die Wand der Wirtsstube gezeichnet gehabt hat. Die Fähnlein des Ritschon sind auch bei der Oberen Laimgrube nicht durchgedrungen, sondern gegen die Bayrische Landstraße zu abgedrängt worden, von wo ihnen freilich der Weg zur Stadt durch das Burgtor war' offen gewesen, denn alle Truppen von dort hat der Sultan zur Kärntnerbastei abgezogen, wo der Kampf immer noch gewütet hat.

Aber der Aga, so bei der Oberen Laimgrube kommandiert hat, wollt' den Fähnlein beim Brauhais den Weg abschneiden. Die Besatzung vom Brauhaus sollt' im Hof verborgen unter Waffen lauern, aber erst im letzten Augenblick hervorbrechen, wenn es für den Ritschon kein Ausweichen mehr in die Weingärten von Sankt Ulrich gab.

Hat sich aber der Ritschon länger als erwartet bei der Oberen Laimgrube mit seinen Verfolgern herumgeschlagen, und so hat der Hauptmann vom Brauhaus den Seinen noch einen guten Trunk vergönnt.

Jetzt ist des Ingram große Stund' gewesen. Rasch und heimlich hat er das Faß mit dem Bilsenkrautbier angezapft und den Türken einen guten Trunk hingesezt, wenn auch von anderer Art, als der Hauptmann hat vermeint. Hat aber dabei sein himmlischestes Antlitz zur Schau getragen.

Das Bier hat rasch seine Schuldigkeit getan. Zuerst sind die Leut' gesprächig geworden und haben ihre Siegeszuversicht übertrieben, haben sogar den Ingram zu verhöhnen begonnen und ihm durch den Serben sagen lassen, sie hätten noch eine andere gute Botschaft für ihn: er könnt' nun bald in den Himmel zu den Seinen zurückkehren, traf sie vollzählig dort, denn alle die Flüchtlinge, so die Bayrische Landstraße gewählt hätten, wären vor dem Riederberg erwischt und niedergemacht worden.

Der Ingram ist zusammengefahren, soweit das bei einem Genius möglich war, hat sich aber gleich wieder himmlisch gefaßt. Sein Weib und seine Kinder sind ja schon in Purkcrsdorf von der Bayrischen Landstraße abgebogen, war also viel Hoffnung, daß sie den Türken konnten entkommen.

Die Soldaten in der Wirtsstube und auch ihr Hauptmann sind schon über den ersten Rausch hinweggewesen, haben begonnen vor sich hinzudösen.

Das hat der Ingram benutzt, um in den untersten Keller zu eilen und die Brauknechte heraufzuholen. Das seit mehr als zwei Wochen entbehrte Licht hat sie arg geblendet, hat eine geraume Weil' gedauert, bis sie sich haben zurechtgefunden.

„Wenn ich euch das Zeichen geb', nehmt die Waffen der Türken an euch und macht sie nieder, ohne Pardon, denn sie haben ja auch der Frauen und Kinder nicht geschont! Hoffentlich bleiben sie betäubt, daß ihr leichtere Arbeit habt!“

Er selber hat beim Tor die Bayrische Landstraße hinaufgspäht. Der Kampf bei der Oberen Laimgrube hat noch immer gedauert, und die Soldaten in der Wirtsstube haben begonnen, aus ihren Wollustträumen zu erwachen, sind wild gewesen, daß das alles auf einmal verschwunden ist, haben mit wild funkelnden Augen um sich gesehen.

Hat den Ingram jetzt eine Angst angefallen. Wenn die Türken nun wieder richtigen Sinnes würden, ehe noch der Ritschon mit seinen Fähnlein vorbeigezogen war', dann würden sie ihn aus dem Hinterhalt anfallen, und alles war' umsonst gewesen.

Wiener Signale sind erklungen. Der Kaspar Ritschon hat jetzt endlich die Verfolger abgeschüttelt gehabt, könnt' nun hoffen, die schwachen Trupps zu werfen, die noch vor dem Burgtor gestanden sind, und durch dieses Tor wieder in die Stadt gelangen.

Die Posten der Türken haben sich von der Straße ins Tor des Brauhauses zurückgezogen, damit sie der Ritschon nicht sehen konnt'. Der Engpaß zwischen dem Brauhaus und den Ruinen auf der anderen Seite hat ihn gezwungen, seine Fähnlein in dünner Reihe marschieren zu lassen. Wenn man nun die ersten Reihen anfiel, konntten ihnen die nächsten kaum Hilfe bringen, er mußte halten lassen, die Verfolger kamen wieder nach und packten nun das zusammengeschmolzene Häuflein gemeinsam mit der Besatzung vom Brauhaus an.

„Es ist Zeit!“ hat der Ingram den Knechten zugerufen, ist dann mit ihnen in die Gaststube eingefallen. Sind nun gut gewaffnet gewesen, aber doch eins zu zehn gestanden. Mit den Säbeln haben sie auf die Türken eingehauen.

Die sind zuerst ganz überrascht gewesen, haben nach ihren Waffen greifen wollen, aber die waren im Hof, und des. Ingram Leute haben die Tür versperrt. Wie sie nun den himmlischen Braumeister an der Spitze der Angreifer gesehen haben, da hat sie eine wilde Wut gepackt. Zehn und mehr haben sich auf den Ingram geworfen, und alle zugleich konnt' er nicht erledigen. Ein paar waren ihm in den Rücken gekommen, zwei packten ihn bei den Armen, und mit vereinter" Kraft haben sie versucht, ihn niederzureißen.

Aber die Knechte haben sich einen Weg zu ihm gebahnt. Den beiden, die ihn im Rücken hatten gefaßt, haben sie die Säbel in die Schultern gerannt, den nächsten haben sie die Arme abgehauen, die anderen sind sie mit den Dolchen angegangen.

Ist eine harte, blutige Arbeit gewesen. Aber den Braumeister haben sie befreit.

Waren immer noch eine Menge Türken in der Stube. Haben nun versucht, sich durch die Fenster zu retten und an den festen Gittern gerüttelt. Das hat die Wachen vor dem Tor aufmerksam gemacht, und sie wollten den Kameraden zu Hilf kommen.

Wär' aber ihr Unglück gewesen, denn nun hätt' der Ritschon freien Weg gehabt. Haben sich denn auch besonnen und dem Ritschon die Straße versperrt. Waren ihrer wohl nicht viele, aber jede Verzögerung hat dem Ritschon und seinen Leuten die Verfolger wieder auf den Hals gehetzt.

Haben also vom Torbogen aus auf des Ritschon Leute geschossen, sind ein paar von diesen verwundet worden, und der Marsch ist ins Stocken geraten.

In diesem Augenblick ist der Ingram mit seinen Knechten aus der Wirtsstube hervorgebrochen, hat die Wachen von hinten angefallen. Die haben nun unwillkürlich den Torbogen verlassen, der sie geschützt hat, sind straßenwärts ausgewichen, und das hat der Ritschon benutzt, um sie in der Flanke zu fassen. Hat nur noch einen kurzen Kampf gekostet, und der Weg zur Stadt ist frei gewesen, denn auf dem offenen Geländ' bis zum Burgtor hat es keinen Hinterhalt mehr gegeben. Gemeinsam mit dem Ingram und seinen Knechten haben sie die Stadt erreicht.

Hat aber doch den Anschein gehabt, als war' alle Tapferkeit und der Verlust der halben Mannschaft vergeblich gewesen. An die Vorräte der Türken ist man nicht herangekommen, und das ist doch der Zweck des großen Ausfalls gewesen.

Jeden Tag, jede Stunde hat man den Generalsturm erwartet, der wohl hätt' die Einnahme der Stadt bringen können. Wer nur noch ein bißchen eine Waffe hat führen können, ist auf den Mauern bereit gestanden.

Ein Wunder ist geschehen. Am Morgen des vierzehnten Oktober sind auf einmal keine türkischen Posten mehr um die Stadt gestanden. Undurchdringliche Staubwolken aus der Richtung von Schwechat haben angezeigt, daß sich dort des Sultans Heer zum Abmarsch gesammelt hat.

Ist bald darauf bekannt geworden, daß sich des Soliman Truppen auf den Koran berufen haben, der bei der Belagerung einer Stadt nur drei große Stürme mit je drei Wellen erlaubt. Ist der letzte Sturm mißlungen, so will Allah nicht, daß die Stadt fällt.

Der Sultan hat sich aber zugeschworen, die Stadt zu nehmen, und wollt' sich nicht an solches Gebot halten. Aber der Ausfall des Kaspar Ritschon hat in ihm den Glauben erweckt, die Stadt konnt' noch bis in den Winter hinein Widerstand leisten. Und für einen Winter sind seine Leut' nicht ausgerüstet gewesen.

So rasch ist der Befehl zum Abmarsch gekommen, daß die neue Besatzung vom Brauhaus nicht einmal mehr Zeit gehabt hat, nach gewohnter Art das Haus niederzubrennen. Nur den Bruder Egidius und den Serben Svetozar haben sie umgebracht.

Das Verdienst des Ingram ist allgemein anerkannt worden, er hat darum die Erlaubnis erhalten, neben der Brauerei eine richtige Wirtschaft mit Herberge zu führen, die er „Zum Heiligen Braumeister“ benannt hat.

Ist auch ein entsprechendes Schild über dem Tor aufgemacht worden, darin hat der Maler das Bild gemacht, wie der Mönch Egidius den Türken das Geheimnis des Bier-brauens offenbaren soll und in seiner Verzweiflung Gott um einen Braumeister anfleht, der denn auch richtig erscheint. Die breite Gestalt des Ingram steht gegen die offene Tür, so daß er wirklich von Licht umflossen ist wie ein Heiliger.

Für die neue große Stube aber hat der Maler ein anderes Bild gewählt: wie der Ingram nahe daran war, den Geruch der Heiligkeit zu verlieren, weil ein anderer Geruch — nein, der Chronist will nicht so undelikat sein wie der Maler, der diese Geschichte mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit und Offenheit, von hinten gesehen, zur Schau gebracht hat.

Hat aber der Braumeister, wenn neue Gäste das Bild betrachtet haben, nie verabsäumt zu bemerken, daß er dem Maler zu solchem Gemälde war' leibhaftig Modell gesessen.

**Historische Grundlagen:** Dieser Text wurde 1946 gedruckt, geschrieben also offenbar bereits davor als Nr. 3 einer in der Wk2-Zeit geplanten Reihe „Kaleidoskop“. Die „Verteidigung“ Wiens war damals ein Anliegen und sollte auch durch historische Geschichten untermauert werden. Das Überleben im Keller war den Menschen auch noch physisch bewusst. Der erste Türkenkrieg (1529) bot hier einen willkommenen Anlass zur Erinnerung. Die ursprüngliche Textquelle, welche auf einiges Zeitwissen Bezug nimmt (v.a. Namen der Akteure), ist leider nicht erwähnt.

Interessant ist jedoch, dass in dieser Volkssage die (erste) Rettung des Theobald-Klosters im Gegensatz zu der 1642 bzw. während der 2. Türkenbelagerung (1683) entstandenen Sage vom „Kruzifix vom Königskloster“ nicht einem Gnadenbild sondern – viel profaner – einem Braumeister zugeschrieben wird. Interessant auch all die Details, welche wir aus dieser Geschichte rund um die Bierbrauerei und das Leben in der Vorstadt sowie deren Niederbrennung durch die Stadtverteidiger lernen können.

## Der Rattenfänger vom Magdalengrund<sup>11</sup>

Die Vorstadt Magdalengrund war eine der kleinsten von Wien; sie hatte nur 38 Häuser, die sich eng aneinander geschmiegt wie Rattenlöcher ausnahmen. In diesen finsternen Wohnungen, die meist nur aus einem einzigen Raum bestanden, und in den winkligen Gassen wohnten aber nicht nur Menschen, sondern überall hatten sich auch unangenehme Mitbewohner eingenistet, die zur Plage wurden und deren man sich nicht erwehren konnte: Ratten und Mäuse. Daher hieß diese Gegend bis in unsere Tage "Ratzenstadl", wengleich die letzten Häuser aus jener Zeit schon lange modernen Wohnungen Platz gemacht haben.

Als selbst Bittprozessionen, die bis nach Schwaben gingen nichts nützten, ja das Ungeziefer sich noch vermehrte, erklärte sich ein Mann vom Grund, der bisher nur als Musikant und Vagabund bekannt und als solcher nicht allzu angesehen war, dazu bereit, die unglücklichen Bewohner von den Schädlingen zu befreien. Eines Morgens nach dem ersten Hahnenschrei schritt er in schmucker grüner Jagdkleidung, auf einer schwarzen Flöte schrille Töne blasend, durch die engen Gassen des Ratzenstadls.

Aus allen Löchern und Schlupfwinkeln krochen die Ratten und Mäuse hervor und liefen in langem Zuge dem seltsamen Pfeifer nach. Der aber ging ruhig weiter, dem Wienfluss zu und überquerte ihn mit seinen hohen Stiefeln an einer Stelle, bei der ihm das Wasser bis zu den Knien reichte. Ihm nach folgte die graue Schar, die zu einer unübersehbaren Masse angewachsen war und alle ertranken ohne Ausnahme. Von dieser Stunde an war das Ratzenstadl frei von seinen lästigen Mitbewohnern, und der Ruhm des Rattenfängers vom Magdalengrund, wie der Pfeifer nunmehr geheißen wurde, verbreitete sich weit im Umkreis der Stadt.

Sein Ruf drang auch nach Korneuburg bei Wien, das an einer so grässlichen Rattenplage litt, dass seine Bewohner schon beschlossen hatten auszuwandern, zuvor aber noch einen letzten Versuch mit dem Rattenfänger vom Magdalengrund anstellen wollten. Die Stadtväter riefen ihn zu sich und versprachen ihm reichen Lohn, wenn er die Stadt vom Ungeziefer befreie. So wie im Ratzenstadl geschah es auch hier. Mit den Tönen seiner Flöte, die für die Menschen so schrecklich anzuhören waren, dass sie die Fenster schließen mussten, um nicht das Gehör zu verlieren, lockte er auch die letzte Ratte aus ihrem tiefsten Loch hervor und eine riesige Kolonne folgte ihm bis zur Donau. Hier bestieg er ein Boot und fuhr damit hinaus, die Ratten stürzten sich ins Wasser und ertranken alle elendiglich. So wurde Korneuburg von der Rattenplage befreit.

Als der Rattenfänger jedoch seinen versprochenen Lohn begehrte, verweigerten die Stadtväter ihm diesen, indem sie meinten, er habe sich übernatürlicher Kräfte bedient. Er müsse ein Zauberer sein und einem solchen brauche man nicht das Wort zu halten. Der Rattenfänger entfernte sich mit einer Drohung von den wort-brüchigen Stadtvätern, die seine Worte aber nicht ernst nahmen.

Am nächsten Morgen aber erschien der Rattenfänger wieder, diesmal mit einem blutroten Gewand und einer goldenen Flöte, der er so liebliche Weisen entlockte, dass alle Kinder der Stadt ihm zueilten und ihm bis zur Donau folgten, wo er ein schönes, großes Schiff mit ihnen bestieg und von da an nicht mehr gesehen ward. Erst viele Jahre später erhielten die Bürger Korneuburgs, die längst ihre Handlungs-

---

<sup>11</sup> Vgl. u.a.: Wien in seinen Sagen, Eva Bauer, Weitra 2002, S. 177

weise bereit hatten, von einem Kaufmann die Kunde, dass auf dem Sklavenmarkte von Konstantinopel eine große Zahl von Kindern feilgeboten worden sei.

**Historische Grundlagen:** *Der Magdalenengrund war eine besonders arme Gegend in Mariahilf, ohne Wasserleitung und Kanalisation. Bei den zahlreichen Hochwässern im Wienfluss standen die Keller oft unter Wasser, wo die Menschen auch Lebensmittel aufbewahrten, was wiederum Schädlinge, vor allem Ratten anlockte (daher auch der alte Name Ratzenstaedel). Diese waren als Überträger von Seuchen gefürchtet, vor allem der Pest, die hier fünfmal wütete. Diese Lage verbesserte sich erst um 1900 mit der Regulierung des Wientales. Danach wurden auch die alten Häuser niedergerissen.*

*Es war in früheren Zeiten auch nicht ganz ungewöhnlich, dass kleine Ortschaften ihre Kinder als Arbeitskräfte an reichere Orte vermieteten oder verkauften, wenn das Essen für Kinder und Eltern gemeinsam in Notzeiten nicht mehr ausreichte. Die Mädchen mussten im Haushalt arbeiten, die Buben in der Landwirtschaft. Man kann das durchaus als Sklavenarbeit bezeichnen, denn wenn sie nicht mehr arbeiten konnten oder wollten, wurden sie einfach auf die Straße gesetzt und mussten betteln gehen. Es kann schon sein, dass solche Kindertransporte mit den Donauschiffen sehr weit fort gelangten.*

### **Das Wassermännlein an der Wien (Magdalenengrund)**

Die Wasser der Wien, die heute gebändigt von Menschen Hand ruhig und gleichmäßig dahin fließen, waren nicht immer so zahm. In früheren Zeiten waren sie oft übermütig, traten über die Ufer und rissen alles mit sich in ihre Fluten, was sich ihnen in den Weg stellte. Damals gab es noch ein Wassermännlein, das seine Wohnung dort hatte, wo das Wasser am tiefsten war, bei dem Wehr. Hier saß es oft mit seinem grauen Hut, in grauem Rock und hohen Röhrenstiefeln mit roten Quasten, und schaute mit seinem blassen Gesicht nach einem Opfer aus, das es durch Winken und Rufen herbeilockte.

Auf Kinder hatte es das Wassermännlein besonders abgesehen, denn sie waren allzu leichtfertig; kamen sie einmal in seine Nähe, so packte es sie mit seinen langen Händen und zog sie ins Wasser hinein. Sie verschwanden für immer in seinem Reich tief unten am Grunde, wo kein Sonnenstrahl hinfiel. Hier, wo das Männlein hauste, gab es immer Wasser, selbst in Zeiten der Wassernot. Wenn an allen übrigen Stellen der langen Strecke die Wien nur als dünnes Bächlein träge dahin floss, brodelten und zischten die Wassermassen beim Wehr.

Von diesem Wassermännlein erzählten sich einst die Bewohner des Magdalenengrundes viele Geschichten. Eine berichtet von einem Buben, der sich besonders stark fühlte, sodass er es wagte, das gefährliche Reich des Männleins schwimmend zu durchkreuzen. Im Vertrauen auf seine Ochsenblasen, die er sich um den Leib gebunden hatte, näherte er sich der tiefsten Stelle. Seine Spielgefährten mussten zusehen, wie plötzlich die Flut zu brausen begann, aus dem Schaum Finger auftauchten, die Ochsenblasen vom Leib des Buben lösten, der voll Schreck und ohne einen Laut auszustoßen in den Fluten verschwand und nie wieder ans Tageslicht kam, so viel auch nach ihm gesucht wurde.

Eine andere Geschichte wird von einem Buben erzählt, der das Holz auffangen wollte, das im Herbst von den stark angeschwollenen Gewässern der Wien aus den Wäldern, die sie in ihrem Lauf passierten, mitgerissen und hierher getragen wurde. Besonders beim Wehr sammelte es sich in Massen an. Um es seiner Mutter als Brennholz nach Hause zu bringen, fischte der Bub mit einer langen Stange die Zweige, Äste und Stämme heraus, so gut er es vermochte. Dabei stieg er auf einen Stein, der sich schon im Wasser der Wien befand, denn er wollte ein besonders großes Stück Holz aus der Mitte heraus fischen.

Da packten die Hände des Wassermännleins den Stein und rissen ihn in die Flut, so dass der Knabe mit hinein stürzte. Er konnte sich aber an dem starken Stamm anklammern, auf den er es abgesehen hatte, und dieser trieb mit ihm, von der reißenden Strömung fortgerissen, ans Ufer. So wurde das Wassermännlein diesmal um sein Opfer gebracht, vielleicht, weil es diesmal nicht aus Übermut geschah, dass man in sein Reich eindrang, sondern aus Gutherzigkeit.

Aber viele Kinder wurden seither noch vom Männlein gepackt und mit hinab genommen in sein unterirdisches Reich, bis eines Tages zahlreiche Männer mit Schaufeln und Krampen anrückten, das Bett der Wien verbreiterten und mit Steinen ausfüllten, so dass von nun an sein Wasser ruhig und gleichmäßig dahin floss. Das Wehr aber verschwand und mit ihm das Wassermännlein. Wohin es sich zurückzog, vermeldet keine Sage.

*Historische Grundlagen: Der Wienfluss ist von seinem Gefälle her ein Gebirgsbach sodass die häufigen Hochwässer oft in wenigen Minuten ohne Vorwarnung eintrafen. Die Sage hatte offensichtlich den Sinn, die Kinder von den gefährlichen Ufern fern zu halten.*

## Der Sündenbock von Gumpendorf (Magdalenengrund)<sup>12</sup>

### Die Wunderdroge

Karl Hacks Arbeitgeber hatte eine Tochter, die häufig von ihrer Freundin Kathl besucht wurde. In dieses hübsche junge Mädchen verliebte sich der Karl, er tat alles, um ihr zu imponieren, und bemerkte nicht, dass sie in Sachen Herzensangelegenheiten seinen Kollegen Anton präferierte.

Eines Abends im Advent 1830 saß die ganze Schlossergesellschaft am Tisch beisammen und führte eine angeregte Unterhaltung. Neben den drei Gesellen waren auch der Meister, die Meisterin und die beiden Mädchen anwesend. Da zog Karl Jenkner plötzlich ein Buch über ein »Ägyptisches Betäubungsmittel« aus seiner Tasche und begann, von dem darin beschriebenen Präparat zu berichten.

Seinen Schilderungen zufolge konnte es sich laut Ehrenfreund nur um *Cannabis indica*<sup>13</sup> gehandelt haben, welches man in dieser Zeit als „Kraut“ oder „Orient“ bezeichnete. Das Rauchen von Hanf oder zu Haschisch verarbeiteten Hanfpflanzen war im damaligen Europa in einigen Kreisen sehr beliebt. Auf den Tabakdosen wurde jedoch vor übermäßigem Hanfkonsum gewarnt:

<sup>12</sup> Unveränderter Originaltext: Barbara Wölflingseder: Dunkle Geschichten aus dem alten Wien. Pichler Verlag Wien 2012

<sup>13</sup> Indischer Hanf; zum Unterschied von *Cannabis sativa*: gewöhnlicher Hanf.

*Rauch nit zuviel Orient, weil Dich sonst der Schädel brennt.  
Misch nicht Orient und Bier, sonst werden Deine Träume wirr.*

Von jenem außergewöhnlichen Gewächs, welches nach Gebrauch dem Menschen die Herrlichkeit auf Erden verschaffen würde, referierte nun Karl Jenkner ausführlich. Die Anwesenden hingen regelrecht an seinen Lippen, als er von den vielversprechenden Eigenschaften der geheimnisvollen Droge erzählte, die sowohl geraucht als auch, aufgelöst in Alkohol, getrunken werden konnte. Wobei Letzteres die Wirkung sogar verstärken würde. Wenige Minuten nach Einnahme solle das Elixier zu einer Entkrampfung der Gesichtsmuskeln führen, jegliches Schmerzempfinden würde schwinden, eine zufriedene Müdigkeit stelle sich ein. Weitere Effekte seien euphorische Gefühle, nie geschaute Farben, unvermutete Leichtigkeit. Gedanken und Ideen flögen einem zu, man fühle sich von göttlicher Kraft durchflutet, die gesamte Umgebung erscheine phantastisch, man bekomme den Eindruck, sich ins innerste Seelenleben seiner Mitmenschen einfühlen zu können, und werde von zunehmender Seligkeit durchströmt. Das Beste aber sei, schloss Jenkner seinen Bericht, dass man anderntags nicht die geringsten Anzeichen eines Katers verspüre.

Die verheißungsvollen Ausführungen weckten Neugier bei den Versammelten. Karl Hack blieb jedoch zurückhaltend, er wollte sich vor der Kathl nicht blamieren, weil er noch nie von solch einem Wundermittel gehört hatte. Aber gerade ihn fragte die Angebetete, ob er sich nicht traue, das Hypnotikum zu versuchen, oder sich womöglich davor fürchte. Dagegen protestierte Karl heftig und prahlte mit seinem Heldenmut, war er sich doch sicher, dieses merkwürdige Extrakt würde wohl kaum zu beschaffen sein. Da erzählte Karl Jenkner von seinem Freund, dem Matrosen, der ihm einst von einer seiner Reisen in den Orient eine kleine Menge davon mitgebracht hatte. Die Kathl war begeistert und forderte ihren Bewunderer auf, sich als Proband zur Verfügung zu stellen. Wenn die Wirkung tatsächlich so gigantisch sei wie versprochen, wolle sie dieses „ägyptische Betäubungsmittel“ umgehend an sich selbst erproben. Darauf konnte Karl Hack schlecht nein sagen, war aber gleichzeitig auch ein bisschen stolz, dass sie ausgerechnet ihn für das Experiment erwählt hatte.

Karl Jenkner, der schon begierig auf die Zusage seines Kollegen gewartet hatte, huschte ins benachbarte Zimmer und dürfte dort einen teuflischen Cocktail zusammengemischt haben, dessen Ingredienzen nie ergründet werden konnten. In Form von alkoholhaltigen Extrakten wurde Cannabis zwar bis ins 20. Jahrhundert häufig auch als Medikament verabreicht, allerdings in vernünftiger Dosierung. Das Gemisch Jenknens jedoch bestand aus hochprozentigem Rum mit einer allem Anschein nach mehr als großzügigen Portion Haschischöl. Kurz darauf kam er mit einem Glas voll brauner Flüssigkeit zurück an den Tisch und reichte sie seinem Kollegen. Wenn schon, denn schon, dachte sich der Karl Hack, nahm bedeutungs-schwanger das Gebräu entgegen und roch mit Kennermiene daran. Weltgewandt klärte er die anderen auf, dass es sich bei diesem Trunk lediglich um ganz gewöhnlichen Rum handle. Dies wiederum verneinte Jenkner und ermunterte seinen Kompagnon, den Becher mit einem kräftigen Schluck zu entleeren.

Nun inszenierte Hack eine regelrechte Vorführung. Er setzte draufgängerisch das Glas an seine Lippen und spülte den Inhalt in einem gründlichen Zug die Gurgel hinunter. Unmittelbar danach wurde ihm schwindlig, seine Sinne entschwanden, er klappte zusammen und fiel in eine tiefe Ohnmacht.

---

*Dieser Text ist eine Aufforderung zum Mitmachen: Wenn Sie etwas ergänzen oder korrigieren wollen, dann lassen Sie es uns wissen (email: [bezirksmuseum.1060@aon.at](mailto:bezirksmuseum.1060@aon.at))! Ihre Beiträge werden im Text unter der Quellangabe „ZeitzeugInnen“ – auf Wunsch ohne Namensnennung – dokumentiert.  
Erstellungsdatum: 13.12.2020*

### **Ein böses Erwachen**

Als Karl Hack wieder munter wurde, vernahm er aus der Ferne dumpfe Geräusche. Sein Körper schmerzte, seine Glieder brannten höllisch, er konnte sich nicht rühren. Alles fühlte sich taub an. Die Geräusche wurden immer lauter, grelles Lachen dröhnte in seinem Schädel, die Schläfen pochten wie wild, sein Kopf schien zu bersten, das Herz raste. Langsam öffnete er die Augen. Es war ziemlich dunkel, er konnte nicht viel erkennen. Wo war er hier? Seine Verwirrung gedieh, bis unendliche Angst ihn durchdrang. Die Gedanken tasteten sich mühsam an seine letzte Erinnerung heran. Der Meister, die Meisterin, der Tisch, um den sie saßen. Da waren auch noch Anton, Karl und die beiden Mädchen. Was war geschehen? Wie lange lag er schon hier? Plötzlich packte ihn jemand sehr unsanft am Arm und fuhr ihn an, was er sich eigentlich dabei denke, ein Wirtshaus als Schlafplatz zu verwenden. Er solle sich schleunigst entfernen. Karl Hack begriff gar nichts - nur, dass er offenbar im Nebenzimmer eines Wirtshauses auf einer Bank eingeschlafen war. Aber wie war er hier her gekommen? Des Rätsels Lösung ließ auf sich warten.

Er versuchte sich aufzurichten und bat zögerlich um einen Schluck Wasser. Der ungehobelte Wirt brachte ihm ein Glas, das Karl mit seinen tauben Fingern zitternd zum Mund führte. Nach ein paar Schlucken gelang es ihm langsam, die Beine auf dem Boden zu platzieren. Dann erhob er sich unsicher und wankte durch die Gaststube, wo sein Erscheinen lautes Gelächter auslöste. Ein Blick in den Spiegel verriet ihm den Grund. Sein Gesicht war dick mit Ruß beschmiert. Fragenden Blicks starrte er in die Runde. In der Toreinfahrt sei er gelegen, erfuhr er. Und nur der Gutmütigkeit des Wirtes habe er es zu verdanken, dass er dort nicht erfroren sei, weil dieser ihn in die warme Stube gezogen habe. Das nächste Mal solle er seinen Rausch aber gefälligst dort ausschlafen, wo er ihn sich angetrunken habe, brüllte der Wirt, um die Erklärungen der Gäste abzurunden. Karl begriff langsam, was sich zugetragen hatte. Seine Arbeitskollegen hatten ihm ein Glas mit brauner Flüssigkeit gereicht, welches er in einem Zug geleert hatte. Danach hatte er wohl das Bewusstsein verloren, denn ab hier verließ ihn die Erinnerung auch schon wieder. Haben seine Kumpane ihn hierher getragen? Aber wozu? Oder ist er gar in seinem Dusel herumgeirrt?

Fassungslos ersuchte er den Wirt, sich reinigen zu dürfen, und machte sich anschließend auf den Heimweg.

### **Des Rächers grauser Plan**

Er öffnete die Tür zur Gesellenstube. Seine vermeintlichen Freunde lagen schon in tiefem Schlaf. Er kroch in sein Bett, ohne die beiden zu wecken. Am nächsten Morgen erwachte er spät und sah, dass die zwei das Zimmer bereits verlassen hatten. Karl Hack fühlte eine unglaubliche Wut in sich hochsteigen, sein Blut geriet in heftige Wallung bei dem Gedanken, dass man ihn vor seiner Kathl bloßgestellt hatte.

In der Werkstatt arbeiteten alle mit gesenktem Blick, keiner reagierte auf sein Eintreten. Die nächsten Tage verlor niemand ein Wort über die peinliche Angelegenheit. Und da Karl ebenfalls schwieg, fand er nie heraus, was ihm tatsächlich in dieser ominösen Nacht widerfahren war. Er wurde immer stiller und zog sich immer mehr in sich zurück. Sein Gemüt verfinsterte sich zusehends, bis schließlich ein schrecklicher Entschluss in ihm heranreifte.

Was genau passierte, entnehmen wir den Akten des Untersuchungsrichters:

*[...] Aus Hass und Zorn über die ihm vermeintlich von diesen Nebengesellen zugefügten Beleidigungen und bewiesene Geringschätzung, und aus Neid über ihren höheren Arbeitslohn und ihre bessere Kleidung, fasste er (Karl Hack, Anm.) am 12. Dezember 1830 den Entschluss, diese zwei Nebengesellen um das Leben zu bringen, und diese Tat während ihres Schlafes durch Schläge auf ihren Kopf mit einem Hammer deshalb in den Morgenstunden des folgenden Tages zu vollführen, um zu sehen, wohin er die Streiche führe. In dieser Absicht nahm er bei seiner Ankunft zu Hause beyläufig um ein Uhr in der Nacht, vom 12. auf den 13. Dezember aus der neben der Schmiede befindlichen Küche einen 2 Pfund 26 Loth schweren Schmiedhammer in ihre gemeinschaftliche Schlafkammer, verbarg ihn unter seinem Kopfpolster und versetzte mit der flachen Seite desselben am kommenden Morgen, ungefähr um 7 Uhr, nachdem er, den Hammer in der Hand, vor den noch schlafenden Nebengesellen stehend, vielleicht eine Viertelstunde darüber, was er tun sollte, nachgesonnen hatte, auf die linke Seite des Kopfes dem Jenkner zwei, und dem Kebert drei oder vier Streiche dergestalt, dass sie ohne Bewegung liegen blieben [...].*

Als Kebert nach der Tat den Kopf noch einmal emporhob, soll der wütende Rächer ihm sicherheitshalber noch zwei Schläge verpasst haben. Der Untersuchungsrichter weiter:

*Der Geselle Anton Kebert, dessen fünf Kopfverletzungen ärztlich als schwer erkannt worden sind, wurde durch die angewendete Hülfe vom Tode gerettet [...]*

Karl Jenkner jedoch starb an den erlittenen Kopfverletzungen wenige Tage nach dem Verbrechen. Wegen Meuchelmordes wurde Johann Karl Hack zum Tode durch den Strang verurteilt. Die Hinrichtung fand am 19. Mai 1831 statt.

**Historische Grundlagen:** Hier handelt es sich nicht um eine „Sage“ im engeren Sinne, sondern um einen historisch dokumentierten Kriminalfall. Die Einbeziehung der dazumal noch relativ unbekanntes Droge „Hanf“, der ihr zugeschriebenen wunderbaren Wirkungen sowie der unbeholfene Umgang mit psychisch belasteten Delinquenten im 19. Jhdt. weist aber doch durchaus „sagenhafte“ Züge aus.

*„Ein schlechter Scherz führt in den Tod“: Seit jeher braucht der Mensch jemanden, dem er die Schuld für eigene Unfähigkeit und Misserfolge zuschieben kann. Einen Sündenbock, der für die Fehler eines anderen einstehen sollte. Wer eignet sich dafür besser als dumme, ungeschickte Personen oder Randgruppen und Außenseiter?*

*Der Schlossergeselle Karl Hack aus Czernowitz in der Bukowina war so ein Jemand, der anderen als Blitzableiter diente und den man aufgrund seiner Einfältigkeit leicht zum Gespött machen konnte. Der 22-Jährige arbeitete in einer Schlosserwerkstätte in Gumpendorf. Als Schüler war er schon schwer von Begriff und heimste die schlechtesten Noten ein, und auch im Berufsleben stellte er sich recht linkisch an. Zudem wirkte seine völlig unbegründete Eitelkeit lächerlich und nicht gerade sympathisch.*

*Seinen Kollegen Karl Jenkner und Anton Kebert galt er somit als ideales Zielobjekt für ihre geschmacklosen Späße. Wie tiefgreifend das Ausmaß dieser sogenannten Scherze war, konnten die beiden Spaßvögel allerdings nicht im Entferntesten erahnen. Die Geschichte bezieht sich auf die Schriften des Polizeijuristen Edmund Ehrenfreund, die dieser 1924 publizierte.*

*Dieser Text ist eine Aufforderung zum Mitmachen: wenn Sie etwas ergänzen oder korrigieren wollen, dann lassen Sie es uns wissen (email: [bezirksmuseum.1060@aon.at](mailto:bezirksmuseum.1060@aon.at))! Ihre Beiträge werden im Text unter der Quellangabe „ZeitzeugInnen“ – auf Wunsch ohne Namensnennung – dokumentiert.  
Erstellungsdatum: 13.12.2020*

## **Der Harfenzwerg vom Ratzenstadel (Magdalenengrund)<sup>14</sup>**

In der Neujahrsnacht auf 1816 spielte sich in der damaligen Wiener Vorstadt Gumpenborf ein tragischer und in seinen Begleitumständen höchst seltsamer Vorfall ab, der in der alten Donaustadt und in ihrer weiten Umgebung nahezu drei Wochen lang den Gesprächsstoff bildete, bis dann die Justifizierung des Räuberhauptmannes Grasel die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. In Gumpendorf, auf der Laimgrube, auf dem Magdalenengrund und in den umliegenden Gegenden erzählte man sich aber noch nach Jahrzehnten von dem „roten Harfenzwerg vom Ratzenstadel“, der Hauptfigur jener erschütternden Liebestragödie, die im folgenden der Vergessenheit wieder entrissen werden soll.

### **Der Herzensgram des Spaßmachers**

Seinen Nachnamen hatte der Mann wegen seiner brennroten Haare, der zwerghaft verkrüppelten Gestalt, wegen der großen Harfe, mit der er als „Harfenist“ von Hof zu Hof ging, und schließlich von dem weitläufigen, winkeligen Häuserkomplex an der Wienflussgrenze des heutigen Bezirkes Mariahilf, in dem er eine Kammer bewohnte. Das alte „Ratzenstadel“ am unteren Ende des Kaunitzberges kommt in der Lokalchronik des Öfteren vor. Ein Teil von dem unheimlich düsteren Bau hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Fanz Xaver Schratzlhuber, so hieß der Harfenzwerg eigentlich. Als „Herr Schratzlhuber“ wurde er aber nur sehr selten angesprochen, etwa wenn er einmal in einem Amte zu tun hatte. Feinfühligere Mitmenschen nannten ihn einfach Xaverl. Wegen seiner grundhässlichen Erscheinung war er häufig das Ziel mehr oder weniger gutmütiger Spötteleien. Er lachte dazu und machte sogar „Gstanzeln“ voll beißenden Witzes über seine armselige Persönlichkeit.

Das Spaßmachen war ja eigentlich sein Hauptberuf. Bei Hochzeiten und anderen Festlichkeiten durfte Xaverl nie fehlen. Da sorgte er für Heiterkeit und Unterhaltung. Den Gipfel des Lacherfolges erreichte er stets, wenn er sich selbst „besang“.

Wenn er aber nachts, die Harfe auf dem buckligen Rücken schleppend, nach Hause schritt, dann hatte sein vertrocknetes Gesicht einen tieftraurigen Ausdruck. Seine Hässlichkeit grämte ihn. Er aber war zu stolz, es zu zeigen, und die größte Selbstverspottung entsprang hauptsächlich dem Bedürfnis, wenigstens originell zu erscheinen, von sich reden zu machen. Das tröstete seine Eitelkeit ein wenig.

Immer schwerer aber drückte ihn seine Hässlichkeit im tiefsten Innern seines Herzens. Der 30jährige Zwerg hatte eine tiefe Zuneigung zur „schönen Grundler-Resi“ gefasst. Resi war das 18jährige Töchterchen der verwitweten Schankwirtin Barbara Grundler.

### **Das Wirtshaus „zur goldenen Blunzen“**

stand auf dem Kaunitzbergl, einige Häuser von der Gumpendorfer Straße. Die Witwe Grundler war kränklich und die Resi noch ein bisschen zu jung für das Wirtsgeschäft. Das machte sich im Geschäftsgang fühlbar.

Seit aber Ferdinand Köller, der 25jährige Sohn des Gärtners beim Fürsten Esterhazy, aus dem Kriege zurückgekehrt war, nahm das Wirtshaus einen merk-

---

<sup>14</sup> Textquelle: Oskar Wessetzky: Die schwarze Venus von Wien. Und andere Denkwürdigkeiten aus der Biedermeierzeit. Bibliothek der „Illustrierten Kronen-Zeitung“, Wien 1926

baren Aufschwung. Ferdinand hatte noch beim alten Grundler das Wirtsgeschäft erlernt und war nun der Witwe eine wertvolle Hilfe.

Der stramme blonde Bursche war tüchtig im Fach und bei den Leuten beliebt. Wusste er doch den scharfen Grinzinger Heurigen mit spannenden Schilderungen aus der Völkerschlacht bei Leipzig und anderen Kämpfen, in denen er mehrfach ausgezeichnet worden war, zu würzen, und die Gäste waren stolz, mit dem wackeren Krieger plaudern zu dürfen.

Xaverl, der Harfenzwerg, pflegte im Wirtshaus „zur goldenen Blunzen“ seine Mahlzeiten zu verdienen, indem er sich durch Gläserwaschen und andere Handlangerdienste nützlich machte..

Die schöne Grundler-Resi war immer freundlich zu dem Zwerg. Es tat ihr wehe, wenn man den armen Krüppel verspottete. Manchen derben Witz übermütiger Gäste suchte sie durch besonders herzliche Behandlung des kleinen Harfenisten gutzumachen.

Wie Balsamtropfen fielen anfänglich ihre Worte auf sein wundes Herz. Aber bald wurde die Dankbarkeit des Zwerges zur glühenden Liebe. Er verbarg seine Gefühle aus Stolz und aus Scham wegen seiner Hässlichkeit, immer mehr wuchs aber sein Verlangen nach dem Besitz des schönen Mädchens und ihre freundlichen Worte ließen in ihm schließlich die Hoffnung auf die Möglichkeit der Erfüllung seines Herzenswunsches aufdämmern.

Der Zwerg begann fieberhaft *Geld zusammenzusparen*.

Vom frühen Morgen ging er mit der Harfe und die Leute hatten für ihn eine offene Hand. Wenn er einige Gulden beisammen hatte, dann wechselte er dafür einen Gold-Dukaten ein. Seinen Schatz bewahrte er in einem irdenen Suppentopf, für den er in seiner Kammer eigens ein Loch ins Mauerwerk gebrochen hatte.

An die freundlichen Worte der Resi und an das Gold klammerte er seine ganze Hoffnung.

Der *Wiener Kongress* kam und Xaverl fand Gelegenheit, manche noble Gesellschaft mit seinen gelungenen Späßen zu unterhalten. Er wurde immer bekannter und beliebter.

Der Goldschatz im Suppentopf wuchs mit erstaunlicher Schnelligkeit. Auch nach dem Kongress wirkte der Ruf, den Xaverl bei den hohen Herrschaften sich erworben hatte, mächtig, und gegen das Ende des Jahres 1815 hatte der Hafnerzwerg nicht weniger als 500 Dukaten beisammen.

Die brennende Ungeduld drängte Xaverl zu einem einschneidenden Schritt. Auch die schon längst aufgekeimte Angst vor dem Köller-Ferdinand trieb ihn: Der schien sich gleichfalls für Resi zu interessieren und das Mädchel zeigte sich dem heimgekehrten Krieger gegenüber gar nicht feindselig.

## Die Werbung.

Am 31. Dezember fasste Xaverl den großen Entschluss. Er kaufte sich einen eleganten Zylinderhut und zog seinen „Kongress-Frack“ an, den er sich für sein Auftreten bei den noblen Leuten angeschafft hatte.

Dann nahm er den Goldtopf aus dem Mauerwerk, überband ihn mit einem bunten Tüchlein und schritt, den goldschweren Topf mühsam mit beiden Händen tragend, das Kaunitzbergl hinauf zum Wirtshaus „zur goldenen Blunzen“.

In der Speiskammer traf er Resi. Er machte die Tür sorgsam hinter sich zu, stellte den Topf vor dem Mädchen auf den Boden, dann kniete er nieder. Er hatte eine Ansprache einstudiert, aber das Denken und die Stimme versagten jetzt.

Nach einigen krampfhaft ausgestoßenen Gurgeltönen brachte er mühsam und atemlos die Worte hervor: „Resi! willst du die Meine werden?“

Das Mädchen konnte sich, als es das „Häufel Elend“ mit dem Zylinderhut vor sich sah, des hellen Lachens nicht erwehren. Den ganzen Aufzug hielt sie für einen der berühmten Späße des Zwerges und antwortete: „Aber Xaverl! Dös is ka G´spaß für a ehrsame Braut!“

Fragend glotzte der Zwerg das Mädchen an.

„No, was schau'n S'denn?“ fuhr Resi fort, „heut, zu Silvester, wird mei Verlobung mit 'n Ferdl g'feiert...“

Xaverl sprang jäh auf. Dann lachte er, lachte, dass es der ahnungslosen Resi durch Mark und Bein ging, „Sehn S', Fräul'n Resi, Sö san mir jetzt aufg'sessen! I hab' nur der Erste sein woll'n, dem S' die Neuigkeit derzähl'n.“

Lachend trug Xaverl wieder seinen Topf davon. Er war nun gar froh, sich den Fluch der Lächerlichkeit erspart zu haben. Auch wurde es ihm jetzt erst klar, daß er das Mädchen durch die Vorweisung seines Goldschatzes gewiss beleidigt hätte.

Am Abend ging es im „Extrazimmer“ der Wirtin „zur goldenen Blunzen“ hoch her.

Xaverl war natürlich auch da. So ausgelassen lustig, so erfinderlich an spassigen Ideen hatte ihn noch keiner gesehen. Als die Verlobung der Resi mit Ferdinand den Gästen kundgemacht worden war und die Gläser aufs Wohl des Paares aneinander klangen, da schleppte der Zwerg mühselig einen Topf herein, der mit einem bunten Tüchlein zugebunden war,

Xaverl stellte das Ding mitten auf die Festtafel, klopfte mit einem Löffel auf einen Teller und sprach: „Paßt's jetzt gut auf, meine Herrschaften! Dös Töpferl g'hört der zukünftigen Frau Resi Köller in die Wirtschaft, und dös, was drinnen is, fpendier' ich als Hochzeitsgeschenk gleich jetzt dem glücklichen Herrn Bräutigam. Glück und Segen soll dem Paarl aus dem Topf herauswachsen! Hoch!“

Franz Xaver Schratzlhuber hatte jedes seiner Worte mit auffallend nachdrücklichem Ernst betont. Trotzdem glaubten natürlich alle, der Hauptspaß des Abends liege in dem geheimnisvollen Topf. Man war auf den Inhalt schon sehr neugierig. Xaverl bedang sich aber ausdrücklich, *dass der Topf nicht früher als in der ersten Stunde des neuen Jahres geöffnet werden dürfe.*

Die Mitternachtsstunde nahte, und der Zwerg bat, die Prozedur des Lichtauslöschens und Wiederanzündens vornehmen zu dürfen. Er versprach, den jungen Leuten recht lange Zeit zu lassen für das „Munkeln im Dunkeln“.

Wieder erwartete man natürlich eine witzige Überraschung.

### **Ein grässlicher Silvesterschmerz**

Eine Leiter wurde an den Querbalken der Zimmerdecke gelehnt, Xaverl stieg hinauf und einige Minuten vor 12 Uhr begann er die Lichter an dem großen Kerzenleuchter auszulöschen.

Als die Uhr geräuschvoll die Jahreswende schlug, war es schon stockfinster in dem großen Raum.

Das Flüstern und heimliche Kichern verstummte allmählich. Der Zwerg ließ denn doch allzu lange auf das Licht warten.

„He, Xaverl -“ rief einer der Gäste, „bist epper droben eing'schlafen?“

Xaverl muckste sich nicht.

Man brachte schließlich Licht herbei.

Entsetzen malte sich auf den Zügen aller, als sie nach der Decke blickten: Neben dem Luster baumelte der Körper des Zwerges von der Decke. Xaverl hatte sich, während die Uhr zwölf schlug, an dem Querbalken erhängt . . .

### **Das Vermächtnis des Lebensmüden.**

Das Fest hatte mit Schrecken geendet und niemand dachte jetzt an den Topf. Der wurde erst am nächsten Tag von der Behörde geöffnet. Er enthielt den Goldschatz des Zwerges, die 500 Dukaten.

Sie wurden dem Ferdinand Köller, der nach dem Fasching mit Resi Hochzeit machte, als rechtmäßiges Eigentum zugesprochen. Der Zufall wollte es, dass Frau Resi gerade in der Neujahrsnacht auf 1817 ein Mädel bekam. Es blieb das einzige Kind der Eheleute Köller und wurde eines der schönsten Mädchen im Umkreis von Wien. Ja, um die Köller-Toni bewarben sich, als sie ins heiratsfähige Alter kam, gar viele Männer. Sie heiratete einen – Harfenisten. Aber es war ein fescher, junger Mensch. Er machte mit ihrer Mitgift – den Goldstücken des unglücklichen Xaverl – ein Wirtshaus auf und begründete eine der bekanntesten Wiener Wirtsfamilien, die heute noch existiert.

***Historische Grundlagen:** Harfenisten waren in den Wiener Gasthöfen im 19. Jhdt als Kleinkünstler keine Seltenheit. Viele von ihnen, wie Franz Xaver Schratzlhuber (um 1815), der „blinde Harfenist“ Schwarz (um 1912), Karl Perfetta (1810-1870), Paul Oprawil (1817-1900) – die drei letzteren von Geburt an blind, litten unter erheblichen körperlichen Behinderungen. Vgl. auch die Novelle „Der arme Spielmann“ von Franz Grillparzer (1791-1872), welche einen Bettelmusikanten am Rande des Brigitta-Kirtages beschreibt.*

*Siehe dazu: Gertraud Schaller-Pressler: Harfenisten, Stegreifdichter und Improvisatoren. In: Elisabeth Th. Fritz, Helmut Kretschmer: Wien. Musikgeschichte. Volkslied und Wienerlied.*

## Der geizige „Schustermichel“ (*Mariahilf*)

Der dumpfe Klang der größten Glocke der Mariahilfer Kirche, „Schustermichel“ genannt, weiß folgende Geschichte zu erzählen:

Vor über 200 Jahren<sup>15</sup> wohnte in der Nähe der Kirche der Schuster Michel, der auch eine kleine Gastwirtschaft betrieb, weil er mit seinem Handwerk sich nur notdürftig ernähren konnte. Der „Schustermichelwirt“, wie er vom Volke meist genannt wurde, war aber sehr geizig. Eines Abends, als er eben sein Geschäft geschlossen hatte, begehrte noch ein Gast Einlass. Nur zögernd gewährte ihn der Wirt, und erst als der Fremde reiche Belohnung verhiess, wenn er ihm einen Wunsch erfülle, gab er ihm Unterkunft und Nachtquartier. Zuvor aber bat der Gast inständig, daß ihm die Kirche geöffnet werde, damit er vor dem Gnadenbild „Mariahilf“ ein Gebet verrichten könne, das er um seines Seelenheiles willen heute noch tun müsse. Ein Beutel voll Golddukaten, den er Wirt und Mesner gab, öffnete ihm die Pforten der Kirche. Gestärkt und getröstet kehrte der späte Gast in sein Quartier zurück. Am nächsten Morgen übergab er dem Schustermichel ein versperrtes Kästchen mit der Weisung, es für ihn bis zu seiner Rückkunft unversehrt aufzubewahren. Erst, wenn er binnen Jahresfrist nicht zurückkomme, dürfte er es mit dem beigegebenen Schlüssel öffnen, müsse jedoch die Weisung, die auf einem Zettel darin aufgeschrieben sei, getreulich befolgen, weil beider Heil und Gesundheit davon abhängig sei.

Der Schuster konnte es kaum erwarten, bis das Jahr um war. Oft genug holte er das Kästchen aus seinem Versteck hervor, das ihm immer schwerer zu werden schien und einen reichen Schatz bergen mochte. Als das Jahr abgelaufen und der Fremde nicht erschienen war, öffnete er zögernd das Schloss, und seine Erwartung sollte nicht enttäuscht werden. Seine Augen weideten sich an dem Glänze der Goldstücke, mit denen das Kästchen bis zum Rande gefüllt war. Zaghafte las er die Zeilen, in denen ihm dringlich aufgetragen wurde, diesen Schatz der Kirche in Mariahilf zu übergeben, damit ihr Ausbau vollendet werden könne. Doch sein Geiz siegte über das dem Gaste gegebene Versprechen, und er bedachte nicht die Worte des Fremden, dass beider Heil und Gesundheit von der Erfüllung der in der Schrift enthaltenen Weisung abhängig sei.

Der Wirt konnte sich seines Schatzes jedoch nicht lange erfreuen, denn er erkrankte bald danach und siechte langsam dahin. In seinen Fieberträumen erschien ihm immer wieder der fremde Gast, wies mahndend auf die Schrift hin und bat, um der Erlösung seiner Seele willen, den Inhalt des Kästchens doch der Kirche zukommen zu lassen. Endlich wurde durch diese ständigen Ermahnungen der Geiz des Schustermichels gebrochen, er wurde schwächer, aber auch innerlich ruhiger; so ließ er denn schließlich den Pfarrer kommen, gestand seine Schuld und übergab ihm das Kästchen mit dem Goldschatz.

Mit diesem Geld war es nunmehr möglich, die bisher fehlende größte Glocke der Mariahilfer Kirche anzuschaffen. Als ihre Schläge das erste Mal ertönten, glaubten die Mariahilfer, in ihren dumpfen Tönen das Stöhnen des Schustermichel auf seinem Krankenlager herauszuhören. Von da an bekam sie ihren Namen, den sie bis heute behielt und so lange tragen wird, als Kirche und Glocke bestehen werden.<sup>16</sup>

---

<sup>15</sup> Vgl. zur relativen Zeitrechnung die historischen Grundlagen

<sup>16</sup> Vgl.: Die Sagen und Legenden der Stadt Wien, herausgegeben von Gustav Gugitz, Wien 1952, Nr. 63, S. 79ff

**Historische Grundlagen:** Der Bau der Mariahilfer Kirche ging sehr langsam vor sich (vgl. Gugitz S. 123). Die Glocke St. Michael, im Volksmund „Schustermichel“ genannt, wurde vom reichen Gastwirt und Schuhmacher Michael Sailer (1658-1726) gestiftet, der in einem Häuschen am Kaunitzberg Nr. 25 wohnte. Sie wurde 1720 in der k. k. Stuckgießerei gegossen und mit einem durch einen Schuh gesteckten Pfeil (Zunftzeichen) gekennzeichnet. Sie ist eine der größten Glocken Wiens (1,93 m Durchmesser, fast 80 Zentner schwer).

Die Sage vom „geizigen Schustermichel“ entstand zwischen 1726 und 1731 und bezog sich zunächst auf eine vom selben Spender 1719 gestiftete, kleinere Michaelsglocke. Ihre Schäden, welche zeitlich mit Krankheit und Tod des Spenders zusammentrafen, und der 1731 notwendige Umguss verliehen dieser Glocke einen mysteriösen Ruf. Ab 1731 wurde daher der Name „Schustermichel“ auf die im Jahre 1720 ebenfalls von Michael Sailer gestiftete größere Glocke übertragen. Die Michaelsglocke hingegen wurde später als „Sailer-Glocke“ oder „Sailerin“ bezeichnet.

## Der Türkenteller im Geylinghaus (Windmühle)<sup>17</sup>

Auch Sagenhaftes ist mit der Geschichte des Hauses verknüpft. Die Sage weiß von dem Haus aus der Zeit der Türkenkriege zu erzählen, dass hier 1683 ein Pascha residiert habe, der in den Kellern Christen martern und im Garten ihre Leichen verscharren ließ.

**Historische Grundlagen:** Tatsächlich finden sich in der Wand des Kellers eiserne Ringe eingelassen und im Garten wurden bei Erdaushebungen häufig menschliche Gebeine ausgegraben. Die eisernen Ringe im Keller wurden aber erst im vorigen Jahrhundert angebracht und dienten ganz friedlichen Zwecken, während die Gebeine jedenfalls vom ehemaligen Barnabiten-gottesacker herrühren, von dem ein Streifen seinerzeit in den Garten einbezogen worden war.

Die Sage von dem türkischen Pascha hat aber wahrscheinlich doch einen geschichtlichen Hintergrund; denn auf der Meldemanschen Rundschau, welche die erste Belagerung vom Jahre 1529 darstellt, sieht man deutlich das Zelt des Passa von Anatolien, der der Kommandant in unserer Gegend war, hinter den Ruinen des Klosters und des Tores von St. Theobald. Es stand also in der heutigen Windmühl-gasse, vielleicht wirklich auf dem Boden des jetzigen Geylinghauses. Dass das Haus 1683 soweit bewohnbar geblieben sein sollte, dass es zur Residenz eines Heerführers geeignet gewesen wäre, ist recht unwahrscheinlich, da ja die Vorstädte damals gründlich zerstört wurden. Aber die Sage nimmt es nicht so genau und verknüpft gerne ältere Tatsachen mit viel späteren Ereignissen. Es wohnte tatsächlich in den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts ein türkischer Pascha als Mietpartei in dem Hause.

Textzusammenstellung: Erich Dimitz

---

<sup>17</sup> Ursprünglich „In der Lehmgrub 2“, später Windmühlgasse 28. Quelle: Ernest Blaschek: Mariahilf einst und jetzt. Wien 1926